Vermischte Geschichten

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **- (1844)**

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-656505

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Nachtwächter in der letzten Nacht des Jahres.

Es schneit u luftet, 's ist e Grus!
Die Gasse si so volle Schnee
Bis höch a d'Häg, un ab em Baum
Wirft eim der Luft ganz Hüffen a.
Heh nu! Gottsname! Syg es drum!
Nüt desterminder gah'n i jetz
Dür d's Dorf, u mache glich mi Cheer.
Es däicht vielleicht e fuule Schelm:
„Der Wächter schücht das Wetter wohl
„U geit i der Nacht nit dür's Dorf."
Giduld! E rechte Wächter schücht
Nit Wind u Wetter! — I will gah!

Loset, was i euch will sage:
D'Glogge het zechni g'schlage.

Si schlafe wäger nienen all'!
Im Wirthshus da juheie si,
U singe i der spathe Nacht,
Als wären alli Säck voll Geld
Un alli Spycher volle Chorn,
U niene Chrüz u Chummer meh.
Ach! Weiti Gott! — Was hei si ächt,
I Benzes Hüsli o no Licht?
Das Gott erbarm! Du gute Benz
Hest d's Lebe b'schlosse mit em Jahr,
U sibe Chindli briegge jetz
U hei kei gute Aetti meh.
U d's Müeti lit scho lang im Grab!
Das Juchze u das Briegge isch
Doch mängisch nach binandre! Nu!
's het all's si Zyt! Jedwedem chunt
Zum eint und andre o si Rung!
's wär gut si däichten alli dra,
So lang das freudig Stündli währt.

E

Höret, was i euch will sage:
D'Glogge het elfi g'schlage.

I Nigglis Hus ist o no Licht.
Was hei si ächt so spath no z'thüe?
I luege grad zum Fenster i.
Eh botz! Chindbeitre ist si Frau;
D'Hebamme b'sorget grad das Chind!
Das ist es G'schenk zum gute Jahr,
's gäb mänge tusig Pfung derfür. —
Hie Lebe u dert äne Tod!
Es geit doch g'spässig i der Welt!
's ist gut, daß Eine das regiert
Der's bas cha weder ig u du!

Höret, was i euch will sage:
D'Glogge het zwölfi g'schlage.

Was lit dert neb'em Hag im Schnee?
Eh! B'hütis Gott! E volle Ma!
Dä chunt g'müß 's em Pintehus;
Da hörts die ganzi Nacht nit uf.
I fergge denk dä Sufus hei,
Süst stirbt er wäger uf der Gaß!
's ist Mitternacht! Schlaft Polizei?
Es geit wie mit der G'rechtigkeit,
Si lit im Bett, het d'Bei zerheit,
Drückt alli beidi Auge zue,
Wot niemerem nüt z'wider thue.
Wach uf! Wach uf! o Polizei!
Du findst der Arbeit mängerlei.

Höret, was i euch will sage:
D'Glogge het Eis g'schlage.

Gott geb' ech Glück zum neue Jahr.
Süst b'schüßt doch alles andre nüt.
Mir werche, byste Tag u Nacht;
Mir si dermaße ärstig Lüt,
U lan is um das täglich Brod
Suur gnue la werde. — Gut e so!
Darzu hei mir ja üsi Händ,
Un üsi Auge; u derzu
Het mänge no-n-e chli Verstand.
Doch säg, wer het das alles gä?
Wer git dem Arm zur Arbeit Chraft?
Wer schickt der Rege uf di Saat,
U Sunneschin zu rechter Zyt?

Da stah-n-i vor em Pfarrhus jetz!
I däich i schwyg, u lai der Herr
Darüber morn e Predig ha!
Es steit ihm bas a weder mir,
Un er chas bas o weder ig.
Doch das i z'letst no säge wot:
So b'hüt ech Gott u seg-n-ech Gott!

Einige Merkwürdigkeiten der Stadt Bern.

(Fortsetzung.)

Die Schaffnereien waren ehedem folgende:

1) Das Interlakenhaus stund am Stalden, einige Häuser obenher der Nydeckkirche, und ist ein Kornhaus und eine Wohnung. Ehedem gehörte es dem Kloster Interlaken, und wurde von einem Schaffner bewohnt, der die Einkünfte jenes Klosters zunächst um die Stadt herum bezog. Seit der Reformation ward ein Schaffner aus den Burgern auf 6 Jahre dahin gesetzt.

2) Das Frienisbergerhaus, einige Häuser gleich obenher, einst dem Kloster Frienisberg (1302) vergabet, von einem Schaffner, wie obiges, verwaltet, und seit der Reformation eine burgerliche Schaffnerei.

Diese beiden Gebäude sind im Frühling 1843 wegen der Zufahrt auf die neue Nydeckbrücke abgebrochen worden.

3) Das Sankt Johannsenhaus, stand obenher dem Rathhaus, und litt in der großen Brunst gewaltig. Es gehörte vor Zeiten den Johanniter Rittern von Buchsee. Als 1688 das Gebäude baufällig war, ward es abgebrochen und das Kornhaus dafür gebaut.

Mit diesen Schaffnereien sind seit 1798 große Veränderungen vorgefallen.

Die Schanzen. So wie die Stadt Bern auf drei Seiten von der Aar umflossen ist, und darin ehedem ihre Befestigung fand, so war sie oben mit der Ringmauer geschlossen, die vom obern Graben beim alten Marzielethor herum bis an das Aarberger-Thor gieng. Der Christoffelthurm war das Hauptthor. 1622 wurden aber außenher die Schanzen mit großen Kosten erbaut. Zwischen der kleinen und großen Schanze stand ein Thor und Wachthaus. Als die alte hölzerne Brücke über den Stadtgraben baufällig war, ward auch das Thor abgebrochen, und statt dessen ein Wachthaus, und eine Wohnung für den Inspektor, auch statt der Brücke ein Damm durch den Graben gebaut. Die kleine Schanze dient zu einem schönen Spaziergang. An der großen ward seit 1831 abgebrochen, der Graben ausgefüllt, mit großen Kosten.

Die Schule. Der Leser muß ja nicht meinen, als wäre in der ganzen Stadt nur Eine Schule! Aeh b'hütis! Es sind ihrer viele. Aber wenn von der Schule geredet wird, so meint man das Gebäude oben an der Herrengasse. Es steht am Platze der ehemaligen Barfüßerkirche und ward 1577 bis 1581 gebaut. Es war eigentlich eine Gelehrtenschule, besonders zur Bildung künftiger Geistlicher. Sind die Schüler darin genugsam vorgebildet, so treten sie in die Akademie, jetzt Hochschule.

Der Stadtbach darf nicht vergessen werden. Er wird von weitem her in die Stadt geleitet, gieng ehedem in einem gemauerten, auf steinernen Bogen ruhenden Kanal über den Stadtgraben, beim Spital ist ein schöner flacher Sammler, worin die hereinfahrenden Wagen und Pferde den Staub und Koth abschwemmen können, von da wird er beinahe durch alle Gassen der Stadt geleitet, treibt zuletzt noch einige Wasserwerke und fällt dann in die Aare. Er dient zur Reinlichkeit der Stadt, faßt alles Regenwasser und den Koth der Gassen auf und führt es hinweg, und giebt bei Feuersbrünsten hinlänglich Wasser zum Löschen.

Die Stift, ein schönes, großes Gebäude, obenher der großen Kirche, 1744 vollendet. Hierin war ehedem a) das Chorhaus, wo das Ober-Ehegericht sich versammelte, und der Chorschreiber nebst einem der Prediger am Münster, oder einem theologischen Professor wohnte. b) Die Wohnung des Stiftschaffners, der das Vermögen und die Einkünfte der großen Kirche oder des St. Vinzenzen-Münsters verwaltete. c) Die Wohnung des Dekans von Bern. — Später ward das Chorhaus an die Kirchgasse verlegt, und beiden Herren Schultheißen und dem Dekan da Wohnung verzeigt. Jetzt versammeln sich darin mehrere Departemente.

Der Spital ist ein schönes, großes Gebäude, das eher einem Pallast gleicht; und in der ganzen Stadt wohnt Niemand schöner, als die Kranken und Armen. Er steht gerade außenher dem Christoffelthurm. Hier stand ehedem ein Kloster der Brüder zum heiligen Geist, erbauet 1233. Ein

Meister und zwei Brüder sollten da die Kranken pflegen. Allein diese geistlichen Brüder lebten so ungeistlich, daß z. B. diese drei in einem Jahre sechszehn Faß Wein, jedes zu 300 Maß, verbrauchten, und mit ihrem ärgerlichen Leben der Obrigkeit viel Unmuße verursachten. Kein Schade war's also, daß bei der Reformation dieses Kloster in einen Spital verwandelt wurde, zu dem dann auch der untere Spital geschlagen wurde. Das jetzige so schöne Gebäude ward 1739 vollendet. Die innere Einrichtung ist ebenso schön, als der äußere Bau, und tausend Unglückliche und Arme haben schon da Trost, Unterstützung und Hülfe gefunden, und dieser Spital könnte vielen andern Armenanstalten zum Vorbild dienen.

Thore hat Bern folgende:

1) Das untere Thor, wo man vom Aargau und Oberlande herkömmt, ist das älteste. Hier ist eine steinerne Brücke über die Aare, die 1463 zu bauen angefangen wurde. Jetzt wird höher eine neue Brücke gebaut, damit der gähe Stalden vermieden werde.

2) Das obere Thor, wo man von Freiburg und dem Welschland herkömmt. Zuerst gieng die Stadt nur bis zum Zeitglockenthurm. Später ward sie bis zum Kefichthurm, nachher bis zum Christoffel, und zuletzt bis da geführt, wo das obere Thor, gleich außenher dem Spital, steht. Schön sind die über den eisernen Gitterthüren stehenden, aus hartem Granitstein gehauenen, Bären.

3) Das Aarbergerthor, wo man vom Seeland herkömmt, ist auch neu gebaut, bei Gelegenheit des Baues vom neuen Schellenwerk. Gleich dabei ist der Bärengraben, und außenher die Schützenmatte.

4) Das Marzielethor, bei der neuen Münze. Es wird am wenigsten gebraucht, wegen dem steilen Rain, der von der Tiefe heraufführt. Was vom Gurten, Lengenberg und der linken Seite der Aare herkömmt, fährt lieber zum Oberthor herein.

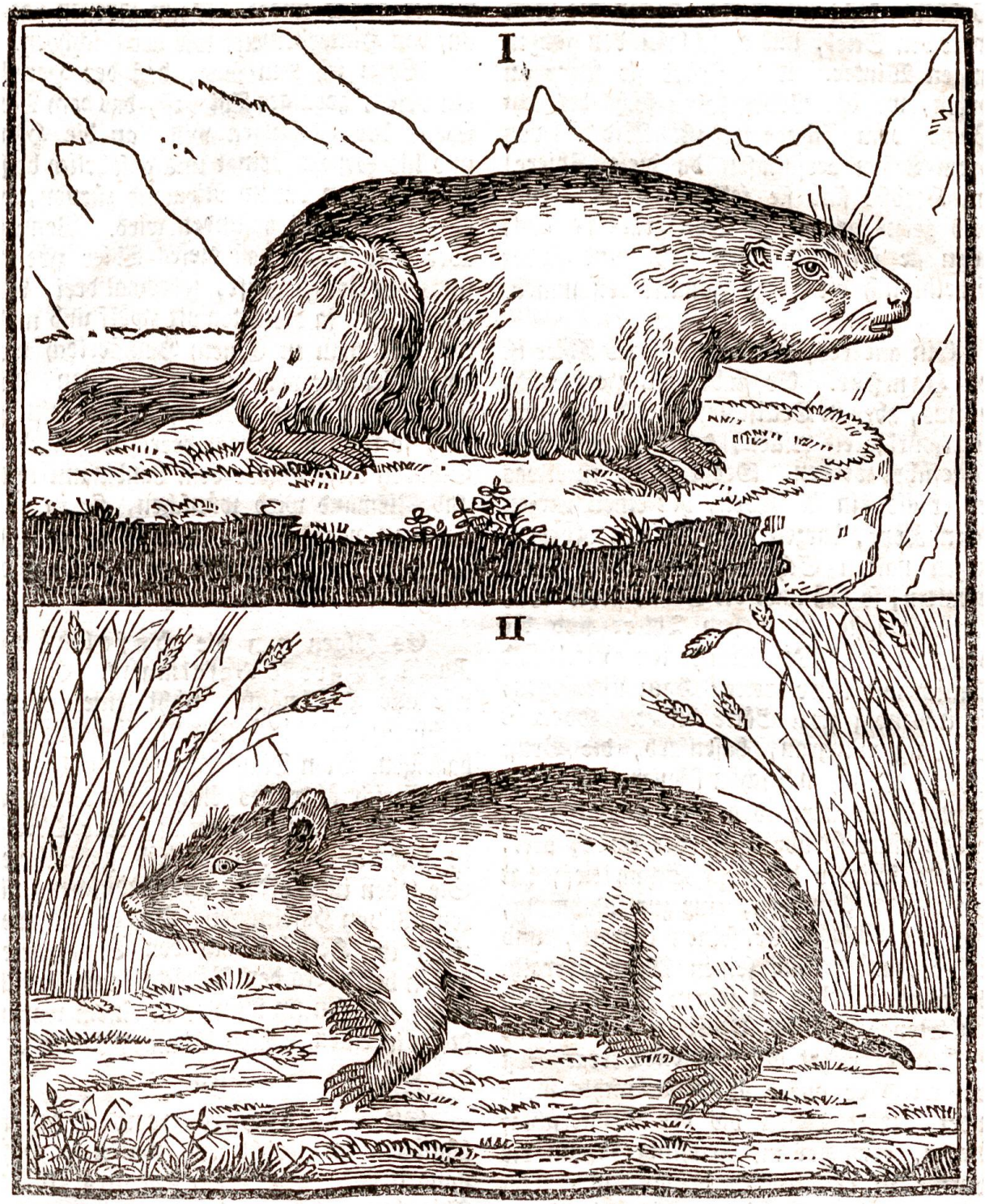
(Schluß folgt).

Von der Natur.

(Forsetzung.)

Nach dem Gebiß gehören nun zu den Nagethieren noch folgende:

Das Murmelthier, Murmeli, Murmeten, ist ein Bewohner der höhern Berge, und im flachen Lande ganz unbekannt, wenn nicht etwa ein armer Bube aus dem Savoi eine im Lande herum zur Schau trägt, und dabei sein französisches Liedlein singt. Das Thier ist etwas kleiner als der Dachs, etwa wie ein Hase, hat etwas Aehnlichkeit mit einem Bären, doch viel niedriger auf den Beinen, hat kurze Ohren und einen kurzen haarigen Schwanz. Es lebt in Höhlen unter der Erde, die es sich selber gräbt, steigt in die höchsten Berge bis zu den Gletschern, lebt von Gras und Kräutern, und ist gerne bei seinesgleichen, sitzt vor seiner Höhle auf den Hinterbeinen oder springt im Grase herum. Sieht es einen Menschen kommen, so pfeift es durch die Nase, und die ganze Gesellschaft flüchtet in ihre unterirdische Wohnung. Mit ihren scharfen Zähnen beißen sie das Gras ab, lassen es an der Sonne dörren, tragen im Herbste das Heu im Maul in ihre Wohnung, bereiten sich damit ein Winterlager, verstopfen dann ihre



I. Das Murmelthier. II. Der Hamster.

Wohnung dicht mit Erde, stecken die Nase unter den Stiel, und verschlafen den ganzen langen Winter. Man findet sie sogar an Orten, wo der Boden kaum sechs bis acht Wochen vom Schnee frei ist. Wie viel von ihrem Leben verschlafen da diese Thiere! Im Herbste sind sie fett, und ihr Fleisch wird gerne gegessen. Man gräbt sie aus, wenn sie fest entschlafen sind, und findet gemeiniglich die ganze Familie beisammen.

Ein anderes, hieher gehöriges Thier ist der Hamster. Er findet sich zwar nicht bei uns, aber in Deutschland, und um seiner Merkwürdigkeit willen, darf er wohl hier aufgeführt werden. Der Hamster ist etwas größer als ein Eichhorn, hat einen kurzen dicken Kopf, kurzen Hals, dicken Körper, kurzen nakten Schwanz, die obere Lefze gespalten, so daß man die Zähne sieht. Das Merkwürdigste an diesem Thiere sind die Backentaschen. Die Kinnbacken (Kifel) sind nämlich mit einer weiten Haut überzogen, die inwendig zwei Säcke bildet. Oben ist der Balg rothgrau, hasenfarb, die Brust und der Bauch sind schön schwarz. Er frißt vorzüglich Körner, Korn, Gerste, Waizen ꝛc., lebt in einer Grube unter der Erde, drei, und im Winter bis fünf Schuh tief, hat da mehrere Kammern, eine zur Wohnung, eine zur Ablage für seinen Unrath, und mehrere andere für seinen Wintervorrath. Er trägt nämlich in seinen Backentaschen eine Menge Körner, Aehren u. dgl. in seine Wohnung, rührt aber diesen Vorrath erst an, wenn er auf dem Felde nichts mehr findet, zehrt davon bis der Winterschlaf kömmt, erwachet im Frühling, wenn die Wärme in den Boden dringt, und frißt dann von seinen Vorräthen, bis er im Felde wieder etwas findet. Beim Fressen sitzt er auf den Hinterbeinen, wie der Eichhorn.

Wenn ich nun sage, daß der Hamster ein böses, zorniges Thier ist, das dem Menschen, der es fangen will, an die Hände und ins Gesicht springt und gefährlich beißt, so wird schon darum Niemand zürnen, daß er bei uns nicht gefunden wird. Wenn ich aber noch sage, daß dieses Thier zweimal im Jahre Junge wirft, jedesmal drei, wohl auch sechs, ja die alten oft zwölf und mehr, und daß man in Einem Hamsterloch wohl einen Centner von allerlei Früchten, Erbsen, Wicken, Korn, Gerste, Haber gefunden hat, so kann man wohl berechnen, welchen Schaden diese Thiere dem Landmann thun, und Niemand wird wünschen, sie in unser Land zu verpflanzen. Der Bote stellt die beiden jetzt genannten Thiere in einer Abbildung vor.

Es folgen nun die Haselmäuse. Zuerst die große Haselmaus. Sie hat, wie alle Haselmäuse, nicht einen nackten Schwanz, wie die Hausmaus, sondern einen haarigen. Vom Maule weg geht ein schwarzer Strich über das Auge, bis hinter das Ohr, wo er am stärksten ist. Der Oberleib ist fuchsroth, der Unterleib gelblichweiß. Sie leben in Wäldern und Gebüschen, nähren sich von Haselnüssen, Beeren, Kernen, ziehn im Herbste nach den Baumgärten, stellen besonders den Pfirsichen und Parillen nach; schlafen im Winter in einem warmen Neste in einem hohlen Baume, sind aber in der Schweiz sehr selten.

Die kleine Haselmaus findet sich häufiger, in Vorhölzern, wo viele Haselstauden sind. Sie ist ein lebhaftes, lustiges Thierchen, rothgelb am Oberleib, weißlich

am Unterleibe und hat einen buschigen Schwanz. Man hält sie zur Kurzweil manchmal in der Stube. Sie macht im Freien auch Vorräthe von Hasel- und Buchnüssen, Eicheln und Beeren, von denen sie im Winter frißt, wenn sie bei gelindem Wetter aufwachet.

Noch nenne ich ein ähnliches Thier, den Siebenschläfer, der aber in unserm Kanton selten vorkömmt. Die Gestalt gleicht einem Eichhorn, nur ist er kleiner, am Oberleibe grau, am Unterleibe weiß, der Schwanz lang und dicht behaart, wie beim Eichhorn. Er hat Nahrung und Lebensart mit den Haselmäusen gemein.

Den Eichhorn kennen wohl Alle. Er ist ein hübsches, flinkes, lustiges Thier. In den Jahren, wo er sehr häufig ist, oder in Baumgärten, die nahe am Walde stehn, kann er schädlich werden. Er verderbt viel Obst, nur um die Kerne zu gewinnen, und frißt auch die Kornähren, die er etwa von einem Baume aus erreichen kann. Es giebt hier und da etwa ein ganz weißes Thier mit rothen Augen. Das Fleisch ist eßbar, und auch die Haut könnte besser als Pelzwerk benutzt werden.

(Wird fortgesetzt).

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Die Idee: eine Vorstellung, die wir denken, ein Begriff.

Die Idylle: aus dem Griechischen, eine Art von Gedichten, die aus dem Hirtenleben u. dgl. hergenommen sind.

Illuminiren: aus dem Lateinischen, erleuchten, mit Lichtern, Fackeln u. s. w. Eine Zeichnung oder einen Kupferstich illuminiren heißt: sie mit natürlichen Farben bemalen.

Der Impost: eine von der Obrigkeit verordnete Auflage auf gewisse Gegenstände.

Das Incarnat: eine sehr schöne rothe Farbe.

Indifferent: gleichgültig. Der Indifferentist, ein Mensch, dem es gleichviel ist, sei er Christ, Jude oder Heide, Katholik oder Reformirter.

Das Individuum: ein einzelnes Wesen, z. B. der Bote und alle seine Leser sind alle Menschen. Aber der Bote für sich allein betrachtet, ist ein Individuum.

Die Industrie: der Gewerbsfleiß, der sich mit Fabriken, Handwerken und Künsten abgiebt, und den leiblichen Erwerb zum Ziele hat.

Infam: im höchsten Grade schändlich; infamiren, Jemand um alle Ehre bringen; Infamie, Ehrlosigkeit.

Infanterie: Soldaten zu Fuße.

Ingenieur (sprich Inscheniör): ist französisch, und heißt ein Mann, der in der Baukunst für Straßen, Brücken, Schanzen u. dgl. erfahren ist, und dafür angestellt wird.

Ingredienz: was zu einer Sache beigemischt wird, ein einzelner Bestandtheil, z. B. Kohle, Salpeter und Schwefel sind die Ingredienzen des Schießpulfers.

Inhaftiren, verhaften, gefangen nehmen.

Die Injurie (viersilbig ausgesprochen) ist eine Beschimpfung, Scheltwort.

Inokuliren: Einpfropfen, z. B. die Blattern.

Der Inquisit: ein Mensch, der eines Vergehens wegen vor dem Richter steht, und befragt wird.

Die Inquisition: eigentlich jede von der Obrigkeit angeordnete gerichtliche Untersuchung. Insbesondere aber jenes, in alten Zeiten vom Papste angeordnete fürchterliche Gericht, das überall denen nachspürte, die nicht buchstäblich dem Papste und seinen Lehren nachbeteten. Sie wurden zu tausenden zu Tode gemartert und verbrannt. Gott b'hütis dervor!

Das Insekt: ein Thier, das kein rothes, warmes Blut, sondern statt dessen einen weißlichen Saft im Körper hat, mehrere Verwandlungen erleidet, und in seinem letzten Zustande den Kopf, die Brust und den Hinterleib wie mit Einschnitten getrennt hat. Dazu gehören die Käfer, Fifolter, Fliegen, Wespen, Mücken, Spinnen u. dgl.

Insinuiren, Jemand etwas — heißt ihm einen Gedanken beibringen. Sich bei Jemand insinuiren, heißt: sich bei ihm einschmeicheln.

Inspiriren (lateinisch): begeistern; die Inspiration, Begeisterung.

Die Instanz: eine Gerichtstelle, z. B. in erster Instanz gehört etwas vor den Friedensrichter, in zweiter Instanz vor das Amtsgericht, und kommt vielleicht in letzter Instanz noch vor Obergericht.

Der Instinkt, der jedem Geschöpfe angeborene Naturtrieb, z. B. das Fangen lebendiger Geschöpfe bei der Katze; die Verfertigung feiner Netze bei der Spinne u. s. f.

Das Instrument (nicht Insterment). Ein Werkzeug, z. B. ein Hammer. Dann in der Musik etwas, womit Töne hervorgebracht werden, Geige, Posaune, Orgel ꝛc. Endlich auch nennt man Instrument eine Schrift, womit etwas bewiesen wird, auch: Dokument; Urkunde.

Der Insurgent: einer, der in einem Aufstande begriffen ist, ein Aufrührer. Der Aufstand heißt: die Insurrektion.

Das Interesse (lateinisch): etwas, das einem angelegen ist. Daher: sich für etwas interessiren, Antheil an etwas nehmen. Interessant (sprich intressant), was solchen Antheil erweckt; z. B. ein Buch wie mein Kalender!!

Die Interessen (in der Mehrzahl, ohne Einheit): die Zinse, der Ertrag einer Sache. Daher heißt interessirt derjenige, der gar zu genau auf seinen Vortheil sieht. Man muß daher die beiden Worte: interessant und interessirt wohl unterscheiden.

Die Intrigue (sprich Intrige): heimliche Anschläge, Umtriebe. Intrigant, ist derjenige, der gerne solche macht.

Der Invalide: ein Soldat, der zum Kriegsdienst untüchtig geworden ist.

Inventarium: eigentlich die vorhandenen beweglichen Güter, dann das Verzeichniß derselben.

Irregular: unregelmäßig, in seinen Theilen ungleich.

Jalousie (sprich Schalusi): Eifersucht, Mißgunst.

Jalusien heißen auch die Fensterladen, die aus kleinen, schiefen Brettern gemacht sind.

Das Journal (sprich Schurnal): ein Tagebuch, auch eine Schrift, die zu gewissen Zeiten stückweise herauskömmt.

Der Jurist: ein Rechtsgelehrter.

Der Juwel: ein Edelstein. Der Juwelier, derjenige, welcher 1) mit Edelsteinen handelt, oder 2) dieselben in Gold einfaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas von der häuslichen Erziehung.

Vor mehr als 50 Jahren hat ein sehr gescheuter und wackerer Mann ein Buch geschrieben, heißt das Krebsbüchlein, und zeigt, wie die Kinder von den Aeltern unvernünftig erzogen, und für ihr ganzes Leben verdorben werden. Wenige Aeltern haben dieses Büchlein gelesen, und noch wenigere sind daraus klug geworden, obschon mancher Vater und manche Mutter darin leibhaftig abgebildet ist. Aber noch jetzt klagen alle Schullehrer und mit ihnen tausend Andere, daß alle Schulverbesserungen nichts helfen, weil zu Hause das niedergerissen wird, was die Schule gebaut hat, und Aeltern ihre Kinder selber schlecht machen. — Der Bote hat auch manches Müsterli solcher unverständigen und gewissenlosen Aeltern gesammelt, hat schon manches erzählt und will noch mehr erzählen. Und wenn hier und da ein Vater oder eine Mutter sich getroffen fühlt, so soll sie sich schämen und — bessern.

I. Wie man der Kinder Liebe verliert.

Am Fenster sitzt Frau Gret, und liest,
Und wieglet — öppe ihres Chind?
Nei, ihres Chätzli ufem Schoß.
Sie liest gar eifrig i dem Buch;
I glaub' es sig vom Walter Scot,
(Si säge söligem: Roman).
Da chunt das lustig Meiteli,
Das Söpheli: „Eh! Mutter! lueg
„Was ist da i mym Namenbuch?
„Was soll das si?" „Gang weg, du Chrot"
Seit d'Mutter; u git ihm e Schupf.
Da zwirblet d's Chind, u schlaht am Tisch
Am Egge, grad es Loch i Chopf.
Es blüetet und schreit überlut.
U d'Mutter seit: „Es g'scheht der recht!
„Du chetzers Tolg! Was bruchst du mi
„z'verstöhre, wen i lese wot?"
Aeh b'hütis Gott der Herr! — U das
Soll öppe gar e Mutter si?
Wie cha doch, fragen ig, es Chind
Zu so 're Mutter Liebi ha?

II. Wie man den Kindern den Katechismus verleidet.

Nu, Hansli! Chast di Frag no nit?
„Ist Gott dann nicht barmherzig?" Nu!
Säg hurti schön: „Gott ist — nu säg!
G'schau! seist nit gli, so hau i di!
Der Hansli stagglet; förchtet si.
„Ist dann — Gott ist — da briegget er.
Jetz trifft ne d'Mutter eis zum Chopf:
„Da hest, du Tubelgrind!" Säg jetz:
„Ist Gott dann nicht barmherzig?" Nu!
„Heh! miera Er wohl" — seit der Bub —
Doch, Müeti, emel du bist's nit.

B'hüt Gott es jeders Möntschechind
Vor so 're Mutter! B'hüt is Gott!

III. Wie man die Kinder lügen und stehlen lehrt.

Der Vater ist zu Markte gefahren und hat die Mutter gefragt: seh! hast du mir nicht etwa eine Ankenballe mitzugeben zum Verkauf? Nein, sagt die Mutter, den Rung wäger nit, und wußte viel Entschuldigung. Aber eine halbe Stunde später kömmt eine Nachbarin, und der giebt nun die Mutter doch eine Ankenballe zum Verkauf auf dem Markte. Da fragt ihr siebenjähriges Lisebethli: „Eh Müeti! wo hest jetz ungereinisch dä Anke her? du hest ja dem

Aetti g'seit, du heigist kene!" Schwyg, du schießige G'wundernase! was geits di a?" Doch sie besinnt sich, neigt sich zum Kinde herab, und sagt freundlich: „Du must dem Aetti nüt darvo säge, g'hörst! er brucht nit ebe all's z'wüsse. G'schau, i wet de vo dem Geld Gaffe chaufe, u we de schwygst, so must de o-nes Chacheli voll ha, un i chrame dir de n-e Lebchuche!"

Das Kind horchte, staunte, machte allerlei Anwendungen, und nicht manche Woche vergieng, so belog es Vater und Mutter, und wußte ihnen selber Manches heimlich zu entwenden. — Wer hat es lügen und stehlen gelehrt?

IV. Wie man die Kinder ungehorsam macht.

Mutter. Schwyg einisch doch, du Aekibub,
Süst giben i dir d'Hand i d's Mul.
Wotst hören äken, sägen i.
Süst muß i d'Ruete abe nä.

Bub. G'hörst, Müeti, i wot Ankebock.

Mutter. E Chlapf i d's Mul, wed' jetz nit schwygst.

Bub. En Ankebock! (Mutter): Halts d's Mul! (Bub): I wot!

Mutter. Lue schwygst mer nit i haue di,
Daß nit weist, wo der Chopf dir steit.

Bub. Du hest mer das scho mengisch g'seit
U hesch es doch nit einisch tha.
Worum gist du mir d'Schläg de nit?

So lachet d's Bübli d'Mutter aus.
Woher soll ächt der G'horsam cho?

Schäm di.

(Eingesandt von B.)

Zum Pfarrhaus kommt Einer, der aussieht wie ein Bauernherr, und fragt dem Pfarrer nach. Was er wolle? „Mir wotten is la publiziere!" Geduld! der Herr Pfarrer kommt bald heim; wartet da in der Stube! Es war etwa ein Viertel über eilf Uhr. Halb zwölfe kommt der Pfarrer, vernimmt, und sucht den Mann, und dieser? — liegt den langen Weg auf einem Ruhbett, und schläft!! Was ist? fragt der Pfarrer. Der Mann wendet sich um, brummt etwas im Schlafe, und schläft fort. — Was wollt ihr? fragt der Pfarrer jetzt laut. Schlaf- und weintrunken sagt Jener, ohne aufzustehn: „Es Schöpli! Es Schöpli!" — Wenn ihr trinken wollt, so geht in's Wirthshaus, zürnte der Pfarrer. Jetzt erhebt der Pursche sich endlich, reibt die Augen aus und fragt: „Eh! syt ihr öppe der Herr Pfarrer?" — Es kam heraus, daß er sich wollte kopüliren lassen!!

Und in solchem Zustande befand sich ein Mensch, der in die heilige Ehe treten wollte!

Wenn du hier deine eigene Schande liesest, so schäm dich! — Mögen Andere daran ein Exempel nehmen, und sich lieber vorher schämen. — 1842. Heumonat!!

J::: S....r.

Ueber Maschinenwesen und Dampfkraft.

Ich will jetzt, geneigter Leser, von einer Sache schreiben, von der ich nichts verstehe. Das soll dich aber nicht wundern; denn wollte Niemand etwas anderes schreiben, als was er versteht, so wären ein paar Tausend

Bücher weniger auf der Welt, und das wäre freilich kein Schade. Uebrigens — was ich nicht weiß, das wissen andere Leute! — Also, weiter im Text.

Obschon der Mensch nackt und bloß auf die Welt kömmt, und vielleicht eben darum das arme Leben sogleich anweint, so bringt doch, Gottlob, auch das ärmste Bettelkind zwei köstliche Werkzeuge mit auf die Welt, die es später nicht um tausend Thaler verkaufen würde. Du, Leser, bist pfiffig genug, daß du merkst, es sind die beiden Arme sammt den Händen gemeint. Das sind gar künstliche Werkzeuge; Adam und Eva hatten lange keine andern und der Mensch verrichtet gar viel Schönes damit. „Ja, sagst du; aber auch viel Schlimmes!“ Freilich; aber daran sind die Hände selber unschuldig.

Item, mit der leeren Hand allein kommt aber der Mensch nicht weit. Er muß Werkzeug haben. Der erste Ackersmann mußte doch irgend etwas haben, um die Erde aufzubrechen, wenn's auch nur eine krumme Baumwurzel war, womit er den Boden aufkratzte. — Viel später lernte man Metalle verarbeiten, und nun wurden eine Menge Werkzeuge erfunden, Hauen, Hacken, Karst, Messer, leider auch Spieß und Schwert. — Es war damit ein mächtiger Schritt vorwärts gethan, und das Menschenleben hatte an Leichtigkeit und Annehmlichkeit mächtig gewonnen. Denn das Wenigste, was die Natur giebt, kann so wie es kommt, gebraucht werden. Z. B. Flachs, Reiste, Wolle, Baumwolle, oder Brod, Käse, Wein ꝛc. fordern viel Arbeit, und diese viel Werkzeug. Daher, wer leben und essen will, muß arbeiten.

Mit diesem ersten Schritt hieng ein zweiter zusammen. Der Menschengeist ist nie ruhig, er ist immer Bewegung, wie ein Uhrwerk. Er fand nun, daß man abermal weiter kömmt, wenn man Werkzeuge zusammensetzt. So wurden Maschinen erfunden, Wagen und allerlei Fuhrwerke, Pflug und Egge, Mühlen, Webstühle u. dgl. Und nun sollst du Leser denken, was wären wir ohne diese Maschinen? Denke, was alles muß geschehen, ehe du nur ein Lümplein hast, den Finger zu verbinden, wenn du dich geschnitten hast? Aber auch hier blieb der Menschengeist nicht stehn. Er fühlte bald, daß seine eigene Kraft allein nicht hinreiche, und manche Arbeit unsäglich langsam, mühselig und schwer von statten gehe, wenn er nur die Kraft des menschlichen Körpers d'ran setze. Z. B. den Pflug im Acker, schwere Körper, wie Bausteine, beladene Wagen, nur mit Menschen bewegen, wie so schwer und langsam. So kam der Mensch darauf, fremde Kraft in Anspruch zu nehmen, und zuerst die Kraft der Thiere. Er spannt das Pferd oder den Ochsen an Wagen und Pflug, in kalten Ländern ist das Rennthier Zugthier, in heißen der Elephant und das Kameel das Lastthier, und in nördlichen Ländern fährt man in Schlitten, die von Hunden gezogen werden. Viel war nun auch damit gewonnen. Denn nun konnte man die Mühlen, die sonst nur von Menschenhänden getrieben wurden, durch die Kraft des Pferdes in Bewegung setzen, und aller Transport war unsäglich erleichtert.

Aber einen merkwürdigen Schritt vorwärts that der Mensch, als er noch andere Naturkräfte in Anspruch nahm. Das Feuer hatte er schon frühe angewandt; wozu, mag der Leser selber denken. Jetzt aber sollte auch das Wasser und der Wind für ihn arbeiten. Das Wasser mit seiner Schwere, wie viel

thut es für den Menschen! Es trägt seine Schiffe und Floße, führt den Menschen über Ströme, Seen und Meere, läßt ihn fremde, ferne Länder und Völker, sogar neue Welttheile entdecken, deren Erzeugnisse, wie z. B. Kaffe, Zucker, Thee, Baumwolle ꝛc. auf Schiffen zu uns kommen. Wie vielerlei Maschinen treibt das Wasser: Mühlen, Sägen, Stampfen, Oelen ꝛc. und Spinnmaschinen. Der Wind hilft mächtig zur Schifffahrt; er bläst mächtig in die Segel und treibt die gewaltigen Schiffe vorwärts. Freilich nimmt er oft die Backen so voll und thut so schrecklich, daß die Schiffe auf den Haus hohen Wellen tanzen, wie Dachschindeln, und die Matrosen vor Angst sogar beten. Und sind schon viel hundert Menschen und viele Millionen an Werth zu Grunde gegangen; wie z. B. im Jänner 1843. — Da wo das laufende Wasser mangelt, muß der Wind auch Mühlen treiben.

So hat der Leser nun vorläufig gelernt:

1) Das Maschinenwesen ist sehr alt, und wird immer erweitert und verbessert.
2) Der Mensch verdankt demselben viele und große Wohlthaten; ja er wäre unglücklich, wenn er gar keine Maschinen hätte.
3) Diese Maschinen hat nur der Menschenverstand erfunden; und so sollte doch jeder Mensch nie irgend eine Maschine, sei es Spinnrad oder Uhrwerk, ansehen, ohne daß er dem dankte, der's gemacht hat. Nein! Aber Dem, der dem Menschen den Verstand dazu gegeben hat.

Ob nun die recht thun, die so kurzab über alle Maschinen schimpfen, oder gar dieselben zerstören wollen, merkt der Leser schon. Wie nun der Mensch in unsern Tagen eine neue Naturkraft, die Kraft des Dampfes, in Anspruch genommen, und was er damit ausgerichtet hat, erzählt der Bote wie folgt:

Es wird dem Boten Angst und bang, daß er nun von einer Sache reden soll, die er selber nicht versteht. Er hat freilich darüber gelesen, und hat sich berichten lassen, aber ob er's nun Andern auch begreiflich machen kann, ist eine andere Frage. — Der Leser weiß nun schon, wie man den Wind braucht, sonst gehe er zum Schmied, und betrachte den großen Blasebalg, oder frage den Schulmeister, wer in die Orgelpfeifen blase, daß sie tönen. Nun, eben so benutzen die Menschen jetzt den Dampf.

Dampf entsteht, wenn Wasser, oder eine andere Flüssigkeit, durch Hitze zum Sieden (Kochen) gebracht wird. Dadurch wird das Wasser aufgelöst, und steigt als ein dünner, leichter, sichtbarer Nebel in die Höhe. Dieser Nebel ist eben der Dampf; und wenn das Kochen lange fortwährt, so fliegt nach und nach alles Wasser im Dampf davon. Dieser Dampf hat aber mit der Luft die Eigenschaft gemein, daß er elastisch ist. Was heißt aber „elastisch?“ Die Luft wie der Dampf lassen sich wohl auf einen gewissen Grad zusammendrücken, aber sie suchen immer ihren alten Raum wieder einzunehmen, sich auszudehnen; und wird ihnen der Druck zu stark, so erzwingen sie den Ausgang mit Gewalt, oder zersprengen das Gefäß, in dem sie sind. Einer stellt z. E. einen irdenen Krug mit Sand auf den heißen Ofentritt. Der Sand ist aber feucht; die Hitze verwandelt die Feuchtigkeit in Dampf: der Dampf wird durch die Hitze vermehrt, sprengt mit einem Knall den Zapfen aus und treibt den Sand wie einen Springbrunnen heraus und

bis an die Diele. Wäre der Zapfen nicht gewichen, so wäre der Krug zersprungen. Man hat in den Zeitungen schon viele traurige Beispiele gelesen, wie die starken eisernen Dampfkessel auf den Schiffen zerspringen, und Menschen dabei verunglücken.

Diese gewaltige, ausdehnende Kraft des Dampfes benutzen jetzt die Menschen, um allerlei Maschinen damit in Bewegung zu setzen, da, wo ihnen das Wasser oder der Wind mangelt. Man hat die Kraft des Dampfes so genau berechnet, daß man weiß, wie stark derselbe auf eine Fläche von einem Quadratzoll oder Quadratfuß drückt, und weiß also, wie viel Dampfkraft nöthig ist, um z. B. einen Centner in die Höhe zu heben. Man berechnet die Maschinen nach Pferdekraft, und hat deren, die arbeiten was 1 Pferd, 2, 4, 10, 200 Pferde. Es muß ein kurioser Anblick sein, eine ganze lange Reihe Wagen und Kutschen an einandergebunden, mit unbegreiflicher Schnelligkeit vorbeifahren zu sehen, ohne Pferd. Voran die Dampfmaschine, und hintenher Menschen in Kutschen, Schafe, Schweine, Pferde und Kühe in ihren Wagen fahren zu Markte. Und die an sich schon schwere eiserne Maschine, beladen mit einer großen Last von Wasser und Steinkohlen mit einigen hundert Reisenden und einem langen Zuge von Wagen, macht einen Weg von 7 bis 8 Stunden in einer Stunde. Und das geschieht täglich mehrere Male. Wahrlich! es ist zum Erstaunen. Ehedem hätte man das für Zauberei gehalten.

Wer hat das erfunden? Ja, lieber Leser, das erfand nicht Einer auf einmal. Das geht nach dem alten Sprüchlein: „Gut Ding will Weil han.“ Nur heut zu Tage meinen vorwitzige Gernasen sie wollen alles auf einmal erzwingen, und können's doch nicht. Man weiß, daß schon mehr als hundert Jahre von Christo einer die große Kraft des Dampfes erkannte. Mehrere nach ihm erkannten das Nämliche, ohne daß sie eine Maschine zu Stande brachten. Nach manchen vergeblichen Versuchen, die aber doch alle der Sache nach zur Vorbereitung dienten, war es dem Schottländer Jakob Watt vorbehalten, die erste eigentliche Dampfmaschine zu Stande zu bringen. Er war 1736 zu Grenach, in Schottland, geboren, und kam im 16ten Jahre zu einem Verfertiger mathematischer Instrumente in die Lehre. Nachher kam er auf London, arbeitete in seinem Fache, kehrte aber wegen seiner geschwächten Gesundheit nach Schottland zurück. In Glasgow ward er 1757 von der Universität angestellt, kam dadurch mit Gelehrten in Verbindung, namentlich mit Robison, und dieser war es, der die Aufmerksamkeit Watts auf die Dampfmaschine lenkte. Aber auch dieser fand die Wahrheit nicht vor den Füßen liegen, sondern mußte ihr lange und mit viel Mühe durch alle Schlupfwinkel nachschlüpfen, ehe er sagen konnte: „ich hab's ergriffen.“ Und die Sache ward um so schwieriger, weil ihm dabei das Vermögen, das Geld fehlte, alles gehörig anzuschaffen, was zu seinen vielen Versuchen nöthig war.

Siehst du, Alter, sagte der liebe Herr, der mich dessen berichtete, das sind die wahren Schenie (génie), die mit eigener Kraft des Geistes alle Schwierigkeiten überwinden, durch Alles hindurchdringen, ohne daß man ihnen viel hilft; und so das Gold der Wahrheit aus dem tiefsten Bauche der Erde hervorholen. Die Schule schafft nie ein Schenie, einen großen Geist, und man ist darum noch

kein Weiser, wenn man schon in einer Sekundarschule, oder Seminar, oder Akademie, oder Hochschule gewesen ist. — Merks, wen's trifft, sagt der Bote.

„Aber wie ist denn eine solche Dampfmaschine?“ Geneigter Leser, da hast du mich überfragt. Ich weiß es nicht; und könnt' ich dir auch alle die Theile erklären, die daran befindlich sind, so würdest du daran doch nichts begreifen. Die Sache beruht auf so vielen vereinigten mathematischen, mechanischen und physikalischen Erfahrungen und Wahrnehmungen, daß unsereins, der nicht Mathematiker, nicht Mechaniker und Physiker ist, nichts davon begreift, und zufrieden sein muß, zu wissen, es ist so!

Also will der Bote nur so viel davon sagen, als er selber begreift, und so viel wird der günstige Leser auch begreifen.

Ein Dampfschiff wird durch zwei Räder bewegt, die mit flachen Schaufeln, wie unterschlächtige Mühlenräder, in's Wasser greifen. Es ist aber nicht das Wasser, was sie bewegt; wie könnten sie sonst den Strom hinauf, wie könnten sie auf einem See oder Meer fahren, wo das Wasser ganz stille steht? Es ist eben der Dampf, der die Räder bewegt. Zwischen beiden steht nämlich die Dampfmaschine. Ein sehr starker eiserner Kessel ist mit Wasser gefüllt; beständiges Feuer unterhält das Wasser im Kochen und erzeugt Dampf. Dieser trittet in einen sogenannten Stiefel, wie in einer Feuerspritze, und treibt den Stempel oder Kolben in die Höhe. Damit dieser aber wieder herabgehe, so wird der Dampf aus dem Stiefel entfernt, und kalte Luft hinzugelassen. Dieses Zuströmen und Wegströmen des Dampfes erhält den Kolben in beständiger Bewegung, hinauf und hinab, und durch diese Bewegung werden, vermittelst Kammrädern u. dgl. die Schaufelräder bewegt, und das Schiff vorwärtsgetrieben. So fährt man, ohne Anstrengung von Menschenkraft, viel schneller, selbst gegen den Strom hinauf, und ein einziges Ruder, das Steuer, leitet das Schiff.

Viel schwieriger aber ists mit den Dampfwagen. Das Wasser ist eben und glatt, die Straßen uneben und rauh. Es gieng lang, brauchte viele Versuche, kostete viel Studierens, Denkens, Rechnens und Probirens. Aber wenn's Einem so nicht recht gelang, so versuchte es ein Anderer anders, und machte es immer Einer besser als der Andere. Die Kraft des Dampfes wirkt auf die Hinterräder des Dampfwagens und dreht sie um, sammt der Achse. Allein auf gewöhnlichen Straßen, auf dem bloßen Boden, in Staub, Koth, Steinen u. dgl. kommen diese Fuhrwerke nicht wohl fort. Dafür werden Eisenbahnen angelegt. Dazu werden aber eigene Straßen gebaut. Diese müssen so eben als möglich sein, keine Reine oder Stütze haben, ganz gerade laufen, keinen schiefen Winkel machen, sondern da, wo solche vorkommen, dieselben in einem großen Bogen umgehen; wie wollte sonst ein ganzer, langer, mit Ketten verbundener Wagenzug fortkommen! Dann laufen die Räder aller dieser Wagen, wie gesagt, nicht auf bloßem Boden, sondern auf eisernen Schienen, die in der ganzen Länge des Weges zu beiden Seiten auf dem Boden befestigt sind, so daß die Räder alle darauf laufen und nicht davon weichen.

Wenn der Leser nun das Alles so schön bei sich selber überdenken will, so wird er hoffentlich mit dem Boten übereinstimmen in folgenden Anmerkungen:

1) Es kann kein Mensch voraus bestimmen,

was dem Menschen möglich oder unmöglich ist. Was jetzt geschieht, hätten unsere Altväter ganz sicher für unmöglich gehalten, und so kann und wird die Zukunft noch Manches bringen, was uns jetzt unmöglich scheint.

2) Eisenbahnen und Dampfwagen finden aber in unserm Lande bedeutende Schwierigkeiten. Die vielen Hügel und Berge bieten zu viele Ansteigungen, wo dann neue Maschinen zur Hülfe nöthig wären; der Verkehr der Reisenden ist nicht so stark und das Handelswesen nicht so im Gange, wie in England; das Eisen und die Feuerung kommen allzu hoch zu stehn; die Kosten der Anlegung und Unterhaltung einer Eisenbahn und eines Wagenzuges sind zu groß und ungeheuer; und der hordreichen Kapitalisten sind zu wenig, die das Geld dazu hergeben und — riskiren könnten.

3) Man bedenke sich darum siebenmal, ehe man's unternimmt, solches nachzumachen. Eine Million ist freilich bald gesagt, besonders wenn man ein großes Maul hat. Aber woher soll sie kommen? — Es paßt nicht eben Alles für Alle!

Das Majensingen.

(Eingesandt.)

Ehedem geschah es überall, jetzt viel seltener und nur noch hier und da, daß arme Kinder, so gut möglich geputzt, am ersten Mai herumgiengen, einen grünen Tannenbusch in der Hand, mit Bändern geschmückt; und dazu sangen sie das bekannte Lied:

Der Majen ist kommen
Und das ist wahr!
Es grunet jetz alles
I Laub un i Gras; u. s. w.

Wie alt dieser Gebrauch ist, weiß Niemand. Wohl sehr alt. Aber wahrlich so schön, daß er ja nicht absterben sollte. Wer freut sich nicht allemal im innersten Herzen, wenn der Frühling kommt, wenn Gott die Gestalt der Erde erneuert, wenn die Erde mit Gras und Blumen, der Baum mit Blüthen sich schmückt, wenn der Kukuk ruft, und die Lerche wirbelt und neues Leben überall hervordringt? Wer freut sich nicht dann, daß er auch noch lebt und all' diese Herrlichkeit mit ansehen kann? Wahrlich das verdient ein Freudenlied! Und wer mag sein Herz verschließen vor der Armuth im Augenblick, wo die Erde ihren Schooß aufthut und neues Leben und neuen Segen hervorbringt; wo Gott selber seine milde Hand aufthut und mit Wohlgefallen Alles sättiget? O zerstört doch nicht den fröhlichen Majengesang! Lieber sucht ihn zu veredeln. In Griechenland ist seit den ältesten Zeiten ein ähnlicher Gebrauch. Schaaren geputzter Kinder ziehen herum, singen ein Lied, worin sie die Ankunft der Schwalbe verkünden und dafür eine Gabe in Eiern, Mehl ꝛc. erbitten. Auf einem eigenen Gestelle ist eine hölzerne gemalte Schwalbe, die während dem Singen im Takte bewegt wird. — Wie wär's, wenn unsere Majensänger oben auf ihrem Tannenbusch unsern Frühlingsboten, den Gukuk, hätten? Seht! ich hab' euch da ein eigenes Lied gemacht. Probirts! Wenn ihr mir gute Worte gebt, ich mach' euch eine eigene Weise dazu.

Voraus geht ein Ruf an die Hausbewohner, daß sie herauskommen sollen:

Hoscho! hoscho! füre! füre!
Us de Stuben, unter d'Thüre.
B'sinnet ech doch nit so lang.
Loset üses Mäjeg'sang.

Majenlied.

Der Winter ist verschwunde;
Der Maje ist jetz cho!
Der Tod het üs nit funde.
Gottlob! mir lebe no.
Mir wei-n-is drüber freue,
Wei juchze u juheie.
Der Gugger rüft derzu:
Guggu! Guggu! Guggu!

—

Wie blüits in alle Häge!
Wie wunderschön ist d'Welt!
Der lieb Gott streut der Sege
Uf Garte, Hus u Feld.
Mir wei-n-ihm Dank drum bringe,
Mir wei-n-ihm fröhlich singe.
Der Gugger rüft derzu:
Guggu! Guggu! Guggu!

Haben nun die Sänger eine kleine Gabe erhalten, so singen sie noch zur Danksagung:

Dank heiget z'tusimale!
Vergelts Gott! singe mir.
Er well' echs rychlich zahle,
Euch segne für u für.
Jetz möge mir recht singe,
Uf ei'm Bei ume springe.
Der Gugger rüft derzu:
Guggu! Guggu! Guggu!

Der Bote erklärt den Kalender.

Der Kalender, oder wie viele sagen Prattig, ist ein kleines Buch, das alle Jahre neu erscheint, und wohl mehr gelesen wird, als kein anderes Buch in der Welt. Aber Hunderte und Tausende, die ihn lesen, verstehen ihn nicht recht, und schöpfen anstatt nützlicher Belehrung nur unnützes Zeug, Irrthum und verderblichen Aberglauben daraus. Darum will ich hier einige nöthige und nützliche Erklärungen nach und nach mittheilen.

Das Wort Kalender ist ursprünglich lateinisch, und kommt von Calendæ, weil die Römer jeden ersten Tag des Monats in ihrer Jahresrechnung so nannten. Prattig ist ebenfalls aus dem lateinischen Worte Practica entstanden, welches Uebung, Anwendung, bedeutet.

Unsere Kalender bestehen aber aus zwei verschiedenen Theilen, die einander eigentlich nichts angehen. Zuerst die Zeitrechnung durch die zwölf Monate des Jahres, die Angabe des Sonnen- und Mondlaufes, Tageslänge u. s. w. — Das ist der eigentliche Kalender, wie er von Anfang an war, und wie die Gelehrten ihn noch jetzt brauchen. Erst später fieng man an einen zweiten historischen Theil beizufügen, worin allerlei Weltbegebenheiten, Kriege, Belagerungen, Begräbnisse von fürstlichen Personen, Hinrichtungen und dergleichen dem Volke erzählt wurden. Und weil solche Nachrichten immer wenigstens ein Jahr hintendrein kamen, so erhielt unser Kalender den Namen des hinkenden Boten.

Nun weiß der geneigte Leser schon Bescheid, wer der hinkende Bote ist. — Aber noch nicht recht! Einmal ist nicht Jeder, der ein hölzernes Bein hat, der hinkende Bote. Zum Andern hat der, so den Kalender schreibt, gottlob zwei gesunde Beine. Und zum Dritten ist der hinkende Boten Kalender mehr als hundert Jahre alt, der,

so ihn schreibt aber nicht! — Endlich muß ich bitten, daß der geneigte Leser den Irrthum fahren lasse, als ob der Bote auch den eigentlichen Kalender mache. Das versteht er nicht! Merkt also, liebe Leser, es sind unser wenigstens zwei, die daran arbeiten, und jeder Theil hat seinen eigenen Verfasser. Der Kalender, d. h. die Zeitrechnung wird von Gelehrten verfertigt, die sich darauf verstehen, die Bewegungen der Sonne, des Mondes, der Planeten u. s. w. zu berechnen. Das kann der Bote nicht! Er schreibt nur den historischen Theil, die Erzählungen und Gespräche, und ist am schlechten Wetter eben so unschuldig, als an dem chinesischen Krieg.

Indessen aber und dieweil Viele an dem eigentlichen Kalender Manches unrecht und Manches gar nicht verstehen, so will ich mit Hülfe gescheider Leute hier einige Erklärungen geben.

Paßt auf! Es kommt ein Stück Gelehrsamkeit! Im Kalender kommt vorzüglich zweierlei vor; Astronomie und Astrologie, die man wohl unterscheiden muß. Astronomie ist diejenige Wissenschaft, welche die Gesetze studirt, nach welcher die Himmelskörper sich bewegen; eigentliche gelehrte Kenntniß des ganzen Weltgebäudes. Hier beruht Alles auf Beobachtungen, Rechnungen und Messungen; hierin ist Wahrheit.

Astrologie hingegen befaßt sich mit Deutungen über den Einfluß der einzelnen Gestirne auf Welt und Menschen, mit Prophezeihungen, Wahrsagen, Zeichendeutungen u. dgl. Hierbei ist nicht Beobachtung, nicht Rechnung und Messung, es ist nur grundloses, willkührliches Errathen und Deuten. Hierin ist Trug und Aberglauben.

Spricht demnach der Kalender da von den Mondsveränderungen, Tageslänge, kürzestem oder längstem Tage, Finsternissen an Sonne und Mond u. dgl., so ist das Astronomie und Wahrheit. Spricht er aber davon was aus einem Kinde werde, das im Stier geboren ist, in welchem Zeichen man den Mist auf den Acker thun, dem Kinde die Haare schneiden, Rübli säen und Anderes thun soll, so ist das Astrologie und — heidnischer Aberglaube.

Nun weiß der geneigte Leser warum der Bote keine Prophezeiungen mehr gibt; warum er kein Aderlaßmännlein mehr bringt u. dgl. Ja er würde in seinem Kalender noch Manches auslassen, wenn die Leute gescheid genug wären, das zu leiden.

Nichts für ungut! Der Bote muß den Schweiß abwischen und verschnaufen! Es kommt mich gar sauer an, so in einem Athem fort etwas Gescheutes zu sagen!

Also vorerst von der Astronomie. Das Jahr hat zwölf Monate, und jedem ist ein Zeichen aus dem sogenannten Thierkreise vorgesetzt. Aber was ists mit dem Thierkreise und den Zeichen? Gebt Achtung! Ich sag's. Wenn du auf einem Schiffe die Aare hinunter, oder auf einem Wägeli die Straße hinausfährst, und thust die Augen zu, so merkst du nicht, daß du weiter kömmst. Thust du aber die Augen auf, und guckst herum, so ists dir als ob die Bäume, die Häuser, die Kirchthürme neben dir vorbei marschirten, während du selber vorbei fährst, und alles im Schiffe oder Fuhrwerk mit dir; die Bäume und Häuser aber alle an ihrer Stelle bleiben. So ist's gerade mit der Erde. Sie ist das große Fuhrwerk, worauf wir Menschen, sammt allem, was auf der Erde

ist, um die Sonne herum reisen. An der Erde selbst, an Berg und Thal, Haus und Baum, merken wir die Bewegung nicht, weil sie selber sich mitbewegen. Darum schauen wir auf Dinge, die außerhalb der Erde sind, und stehen bleiben, während wir herumfahren. Und das sind nun die Sonne und die Fixsterne, namentlich der sogenannte Thierkreis. Das sind zwölf Sternbilder, jedes von mehrern Fixsternen; zwischen diesen und der Erde steht die Sonne; und so wie die Erde sich bewegt, scheint die Sonne bald in diesem, bald in jenem Zeichen zu stehen. Ist sie am 21. Jenner im Wassermann, so tritt sie nach dreißig Tagen in die Fische, und so fort bis das Jahr herum ist. Sagt man aber: die Sonne ist im Krebs, oder im Steinbock u. s. f., so heißt das: die Sonne steht jetzt in gerader Linie zwischen der Erde und dem Krebs oder Steinbock u. s. f.

(Fortsetzung künftig.)

Was bedeutet ächt das?

Als Ende Merz 1843 die sonderbare Erscheinung am Abendhimmel sichtbar wurde, da zeigte sich recht der Unterschied zwischen gescheiden, gebildeten und ungescheiden, ungebildeten Leuten. Die Gebildeten fragten: was ist das? Da meinte der Eine: es ist ein Kometstern mit einem außerordentlichen Schweife; ein Anderer: es ist ein Theil vom Zodiakallicht; ein Dritter: es ist eine sonderbare Dunstformation u. dgl. Aber das ungebildete, gemeine Volk fragte, was bedeutet das? Einmal stand ich so unter viel Volk auf dem Kirchhof zu X. Da meinte Einer: das bedeutet einen Sabel, und luegt akkerad gegem Vorort! Un i meine, sagte der Siegrist, es glychet ame ne Todtebaum, u das bidütet e Sterbet! Nei, sagte der Bauer Y, es ist e Zornruthe, u wyl si grad über üsi Felder usluegt, so bidütet das, daß der Hagel alles zerschlah wird. Ach, was heit ihr doch für weltliche Gidanke, sagte die alte Gret! G'seht ihr nit, daß es e Straß ist, das vo der Erde gege Himmel geit, un im Afang nume schmal ist, aber je längers i schöner gegen de Sterne geit? Das bidütet, daß dir ech söllet bikehre geb es Nacht wird. — Nach langem Gerede sagte endlich Einer: fraget doch nicht immer zuerst: was bedeutet dieses? was bedeutet jenes? So fragt nur der Aberglaube, der im Kauzengeschrei eine Todesprophezeiung und im Geschwätz einer Agersten eine Vorbedeutung von Streit und Zank findet. — Wann wollt ihr endlich aufhören Wahrsagen und Zeichen deuten, wie die blinden Heiden? Es ist da eine schöne, freilich seltsame Erscheinung am Himmel, wovon ich einstweilen nicht mehr verstehe, als ihr. Aber ihr wisset auch nicht, wie die Farben im Regenbogen entstehen, wollt ihr darum auch deuten und sagen: die grüne Farbe bedeutet viel Gras und Heu? Die rothe bedeutet Blutvergießen? u. s. w. Gesetzt, diese Erscheinung sei ein Kometstern, so bedeutet er sicher nicht mehr, als alle die andern Sterne. Die Gelehrten, die Himmelskundigen mögen forschen, was es ist. Wir Andern sollen auch darin nur die Größe des Schöpfers bewundern, wie der Prophet Jesajas sagt im XL. Kapitel: „Hebet eure Augen auf in die Höhe, und sehet; wer hat solche Dinge geschaffen? Wer führet ihr Heer bei der Zahl aus und kennet sie alle mit Namen? Sein Vermögen und seine Kraft ist so groß, daß es auch nicht an Einem fehlen kann.“

Da sagte ich Einem, der neben mir stand: wenn der Mann nicht eine elbe Kutte an hätte, so würde ich meinen, es wäre euer Herr Pfarrer. Nein, sagt er, es ist unser alte Schulmeister. Da sprach ich: Respekt vor dem Manne! Gott segne alle Schulmeister, die Gott im Herzen tragen, wenn sie schon nur in elber Kutte einhergehen!

Eh b'hütis!

Frau. Los Chorrichter, i muß emel cho chlage! So chas uf my See nimme gah! Das het e ken Art!

Sittenrichter. Eh was ist de bigegnet?

Frau. Es het e ken Art u ke Gattig meh mit mym Gläis!

Sittenr. Hm! Dy Gläis ist doch e brave Ma, un ihr heit, mein' i, süst wohl z'säme g'lebt!

Frau. Fryli hei mir! Aber syt eme Rung het er de gar der Tüfel im Lyb!

Sittenr. Eh b'hütis der Herr, Frau, was redst du für schröckelige Wort! Dy Ma het doch öppe nit der Tüfel, Gott b'hütis dervor, im Lyb!

Frau. Wohl fryli het er! U das e wüste böse Tüfel.

Sittenr. Eh säg doch nit seligs! Was wett er für ne Tüfel im Lyb ha!

Frau. Der Schießtüfel ist's! Syt dem er das tüfels Schieße het fürg'no, ist nüt meh mit ihm az'fah! Wo ame ne Ort e Schießet ist, da muß g'loffe sy, u sötts hundert Stund wyt sy. U bal wot en jedere Wirth en apartige Schießet ha, as we me nit süst g'nue hudle chönt. De muß Geld zuehe für d'Reis, für Pulver u Chrugle u was weiß i; de hocket er feuf, sechs oder acht Tag furt, lat sy Profession lige, lat mi mit de Chinde daheim, i cha luege wo-n-i d'Sach hernime. D'Chunde werde ungedultig, u gah wyters. Chunt er de hei, so bringt er selte gut Wetter. Het er scho neuis use g'schosse, so geits im Wirthshaus wieder druf, u mit dene rothe u blaue Nummero, wo-n-er uf em Hut öppe hei bringt, chan i d'Ching nit fuetere. Het er nüt g'wunne, so ist er z'vollmig ulydige. Allweg treit er geng meh Geld furt, als er hei bringt, u so chöme mir z'arme Tage!

Sittenr. Du hest neuis recht, Frau. Z'viel ist allweg ung'sund. Aber g'schau, es ist wegem Militäri, daß üses Volch —

Frau. Was Militäri? My Gläis ist druber us, u het ja derzu es lahms Bei. Er u no menge andere geit d'r nit z'Chrieg, wes Aerst gilt. Die, wo uf all Schießete laufe, hei meh uf em Wohllebe, als uf em Todschieße; sie esse lieber Wegge, als Kumisbrod, u we me a de Schießete nume Wasser mit dem Gätzi thät uswirthe, es wurd weni Schütze gä.

Sittenr. Hübschli Frau! Das chönt d'Lüt erzürne!

Frau. Heh! We niemer nüt derna fragt, daß i mit myr Hushaltig u myne feuf Chinde muß z'Grund gah, so fragen i o nüt derna, öbs selig Lüt zürne.

Sittenr. Du hest in allweg öppis recht, un i will mit dym Gläis es Wort im Ernst rede.

Merks Leser! Das Scharfschießen ist allerdings eine schöne Mannsübung, und die Schützen, die es mit Verstand treiben, sind aller Ehren werth. Aber wenn die Schießlust zum Teufel wird, der deine ganze Seele in den Krallen hält, daß du meinst, es muß

seyn, dann ist's kein Haar besser, als der Spielteufel, der Saufteufel oder jeder andere.

Wer hat Recht?

Der Bote hörte einmal ein Gespräch zwischen einem Landmann und seinem Nachbar, der nach und nach ein Evangelischer und dann ein Separirter geworden war. Und da es nur kurz ist, und doch Nachdenken erweckt, so will ich's hersetzen.

Hans. Aber sag' mir doch Nachbar, wenn es dir so Ernst ist um die Gottseligkeit, warum kommst du nie mehr mit uns in die Kirche, und nie mehr zum heil. Abendmahl?

Benz. Heh! Ich mag nicht dahin gehen, wo so viele Flucher, Säufer und Spieler hingehen, und wenn man alle Ungerechten zum Tische des Herrn hinzuläßt, so mag ich mich mit ihnen nicht gemein machen. Es heißt: „Gehet aus von ihnen."

Hans. Aber es ist doch kurios! In die Kirche kommst du nicht, wo doch weder gefluchet, noch gesoffen oder gespielt wird. Aber auf den Markt gehst du ohne Bedenken, wo das alles geschieht. Beim Tische des Herrn willst du nicht erscheinen; aber am Markttag sitzest du im Wirthshaus unter allerlei Leuten zu Tische, und meinst nicht, dich zu verunreinigen. Das ist kurios!

Benz drehte sich um und gieng still von dannen. — Er war ein kleiner Marktkrämer. — Wer von Beiden hatte Recht?

Ein kaiserlicher Spaß.

(Siehe die Abbildung.)

Der Kaiser Niklaus von Rußland war einmal auf der Jagd, und mit ihm der Fürst M. . . Sie kamen an einen Bach, der vom Regen ziemlich angelaufen war. Ein starker Bauer stand in der Nähe; dem ruft der Kaiser: „Komm, trage mich hinüber!" Dem Bauer schien der fremde Herr zu groß und zu schwer, und er machte Bedenklichkeiten. „Komm nur, du sollst einen Achtziger haben" (d. h. 80 Kopeken, deren 100 etwa einen Thaler machen). Das zog, und der Kaiser ward hinübergetragen. Jetzt sprach er zu dem Bauer: „Höre, guter Freund, der andere Herr dort ist zwar kleiner als ich. Aber er ist ein reicher Mann, dem mußt zwei Achtziger fordern." Der Fürst war aber geizig und wollte nicht so viel zahlen. So war der Bauer eigensinnig und wollte nicht minder, und der Fürst mußte sich ergeben. Als sie nun mitten im Wasser waren, ruft der Kaiser: „Halt! Ich bin der Kaiser, und befehle dir, daß du den Fürsten, den du auf dem Rücken hast, nicht eher weiter trägst, bis er dir fünfhundert Rubel verspricht!" Der Fürst protestirte; der Bauer sprach: „Ich folge dem Kaiser." Wollte der Herr nicht mitten im Bach in's Wasser gestellt werden, so mußte er versprechen, und als er am Lande war, sogleich mit einem Bankzettel bezahlen. — Das that der Kaiser um den Geizhals zu bestrafen. — Der Bote kennt einen dicken ehemaligen Gemeindschreiber, dem es einmal bei der ausgetretenen Emme noch schlimmer gieng, und der jetzt wohl hinter den Ohren kratzt; — wenn er noch lebt!

Das Wirthshaus-Bäbeli.

Ich war mit einer wichtigen Kommission fast eine ganze sehr frische Frühlingsnacht im Mondschein gewandert, und kam früh in's Wirthshaus zu B., setzte mich neben

Ein kaiserlicher Spaß.

den Ofen und ließ mir ein Kännlein Thee machen. Bäbeli hatte noch nicht recht ausgeschlafen und gab wenig gute Worte um einen Batzen. Freilich, ich war nur der alte Bote! — Jetzt kam mit derbem Tritt ein junger, langer Herr in die Stube, einen Stock in der Hand, Habersack auf dem Rücken, kleinen Schnauz unter der Nase, die Haare alle links gestrichen. Bäbeli war eben nicht da. Er klopft mit dem Stock auf den Tisch, ruft: „Wirthshaus!“ und Bäbeli kömmt im Sprung. Das ist ein Student, denke ich, und mache mich ganz in den Winkel. Jetzt sagt der Herr: „Guten Morgen, schönes Kind!“ Und Bäbeli: „Dank heiget für e Spott! Vexiren chan i selber.“ Und der Herr will Bäbeli um den Leib fassen, und es wehrt sich und thut gar schüch. Da laß ich den Kopf nach und nach hängen, fange an zu schnaufen, als ob ich schliefe. Und Bäbeli ließ sich gar schöne Sachen sagen von seinen schönen Augen und rothen Backen; schielte aber immer auf mich. Und ich fieng an zu schnarcheln; und der Herr nahm Bäbeli um den Leib, und es wehrte sich nicht; und er drückte es an's Herz, und es wehrte sich nicht; und er küßte es, und es wehrte sich nicht! — Da machte ich überlaut: ebsy! ebsy! und fieng an zu erwachen. Sie fuhren auseinander wie Spreuer im Wind. Ich that erschrocken, stand auf, fragte nach der Uerti, und als ich bezahlt hatte, sagte ich: es scheint mir der Thee hat nicht so gewohlfeilet, wie deine Müntschi.

Bäbeli schimpfte mich nun einen alten Usiath, und zur Strafe muß es in den Kalender, sonst hätte ich ihm's nicht ausgebracht.

Sittenspiegel.

Vormals von einem verrühmten Poeten also in schöne Reim' gesetzt, und jetzt zu männiglichs Frommen erneuert und in etwas verbessert herausgegeben.

Die Obrigkeit.

Der Obrigkeit in diesem Leben
Hat Gott darum das Schwert gegeben;
Zu solchem Amt sie ordinirt,
Daß sie werd' g'ehrt, wie sich gebührt.
Sie straf' das Bös' mit G'rechtigkeit;
Verschaff' den Guten Sicherheit:
Abgötterei und falsche Lehr'
Mit Ernst von ihrem Volk abkehr':
Daß sie von Gott nicht werd' gestraft,
Weil sie zu Sünd' und Irrthum schlaft.
Zum Krieg nicht gäch, sei sie bereit
Vielmehr zu Fried' und Einigkeit.
Freundlich mit Worten und mit Sitten;
Dadurch wird viel Unglück vermieden.
Unrechten G'walt nit üben soll:
Wittwen und Waisen schirmen wohl.
Fürcht Gott, und halt sein heilig Wort;
Halts für dein höchsten Schutz und Hort.
Das sei der Obrigkeiten Kron
Hier in der Welt, und dort ihr Lohn.
Wird sie stolz wider Gott, fürwahr
So straft er sie wie Belsatzar,
König Alexander, und Cyrum,
Den Crösum und den Darium,
Nebukadnezar und noch viel,
Der ich jetzund geschweigen will;
Die er zu Schanden bald gemacht
Weil sie Gott und sein Wort veracht.

Die Kirchendiener.

Den Kirchendienst Gott auch einsetzt,
Den er selbst allzeit hochgeschätzt.

Die Einen zu Propheten wählt,
Die Andern zu Aposteln b'stellt,
Und Andre zu Evangelisten.
Treulich zu hirten alle Christen
Hat Etlich er zu Hirten g'macht;
Zu Lehrern er sie aufgebracht.
Die sollen führen reine Lehr',
Allein Gott's Wort, und sonst nichts mehr.
Ohn' alles Ansehn der Person;
Sei Mißgunst oder Gunst ihr Lohn.
Denn wer nach Menschengunst sich richt',
Derselbe ist Christi Diener nicht.
Wenn sie strafen der Reichen Sünd',
So sind die nicht mehr ihre Freund'.
Und wenn sie ungeschickten Willen
Abweisen und ihn nicht erfüllen;
So fehlt es nicht an Schimpf und Hohn,
Und schlechte Worte sind ihr Lohn.
Gott aber schirmt die Seinen wohl;
Deß sich sein Diener trösten soll.
Allein daß er recht Ordnung halt;
Wenn Sünd' zu strafen ihm verfallt.
Er tröst, lehr, straf, b'schult, unterweis,
Zur Zeit und Unzeit recht mit Fleiß.
Und richt' sein Wandel auch darnach,
Daß er nicht fall in Gottes Rach.
Führend ein unsträflich Leben,
Daß sie der Welt kein Anstoß geben.

Die Unterthanen.

Sei unterthan als frommer Christ
Der Obrigkeit, die ob dir ist.
Verehre sie mit G'horsamkeit,
Was Gottes Wort und G'wüssen treit,
Mit Dienst und Steu'r, Zehnt und Zinsgeld!
Für's Vaterland zieh'n in das Feld.
Hüt' sich mit Fleiß vor Aufruhrs Hatz;
Erfüll mit Fleiß christliche G'satz:
Vorab er fleißig hange an
Dem Gottesdienst, so fest er kann.
Gott's Wort zu hören sei bereit,
Nach aller seiner G'legenheit.
Versaume nie die Sakrament;
Was heilig ist, er niemals schänd;
Er lob' und preis' Gott alle Zeit
Für seine große Gütigkeit.
Ist er in Trübsal, hab' Geduld,
Er ruf zu Gott um Gnad und Huld;
Brauch rechte Mittel und Arznei;
Meid Aberglaub', Abgötterei.
Wirst mit Unrecht du unterdruckt —
Wie mancher Frommer wird gebuckt!
Duck dich Häslein, und wart der Zeit
Bis daß der Hund sein Bellen leit.
Was Gott beschert, kein Mensch erwehrt.
Wenn Gott ernährt, kein Mensch zerstört.
Und was der lieb' Gott will erquicken,
Das kann kein böser Mensch zerdrücken.
Der Geiz all's Uebels Wurzel ist,
Verderbt die Seel durch Satans List,
Kein Unrecht sich verbergen mag,
Das Gott nit endlich bringt an Tag.
Untreu sein eignen Herren trifft,
Schmeckt honigsüß, ist eitel Gift.
Schädlich ist aller Schmeichler Kunst;
Trau nit! Es ist nur blauer Dunst.
Wer dir flattirt, ist g'wüß dein Feind;
Mit keinem Heuchler dich verbind.
Des Herzens Hochmuth, Uebermuth
Bringt dich zum Fall, und thut nie gut.
Wer alle Welt verachten kann,
Der wird veracht' von jedermann.
(Fortsetzung ein anders Mal.)

Das wär gut.

Jedermann weiß, wie Pferde im Sommer von den Fliegen und Bremsen geplagt

und blutig verwundet werden. Man braucht freilich das bekannte Bremenöl. Aber das muß man schon kaufen, und dazu stinkts abscheulich. Nun hat ein Herr in Deutschland einmal versucht, sein Pferd mit der Blume und dem Kraut der Schafgarbe abzureiben. Und das hat sogleich geholfen, und keine Bremse ist mehr sitzen geblieben.

Das Kraut ist allgemein bekannt, und wächst überall. Es wäre der Mühe werth wenigstens den Versuch zu machen.

O du armer Narr!

Salomon sagt: Mancher ist arm bei all' seinem Reichthum. Das scheint ein Widerspruch, und doch vollkommen wahr, wie ich mit einem Exempel beweisen will. In der Vorstadt St.-Germain in Paris lebte ein Baumeister D..., der durch Arbeit und Geiz sich ein Vermögen von fast anderthalb Millionen erworben hatte. Das ist für unserein ein ungeheurer Reichthum! Ja, und doch war er ein armer Narr! Aus Furcht etwas in einem Geldstag oder Bankerot zu verlieren, kündete er seine Kapitalien auf, die ihm mehr als 30,000 Gulden Zins trugen; zog alles Geld ein, bezog eine kleine Wohnung im vierten Stock, versah alle Fenster mit Eisengittern, die Kamine mit Fallthüren, die Stubenthüren mit einer dicken Eisenplatte inwendig, und schloß sich da mit seiner Frau ganz ein. Nie gieng er aus. Niemand durfte zu ihm, als eine Frau, die ihm die nöthigsten Lebensmittel zutrug. Die Frau ward krank. Aber kein Arzt ward geholt, denn das kostet Geld! Die Frau starb, und nun durfte gar Niemand mehr in das Zimmer. Seine nothdürftigsten Lebensmittel wurden ihm vor die Thüre gestellt, und er nahm sie herein, wenn's Niemand sah. „Der Mensch mußte wohl eine tödtliche Langeweile ausstehen!“ O nein! Er saß vom Abend bis am Morgen auf dem Fußboden, mitten unter seinen Geldsäcken, und zählte mit immer neuem Vergnügen sein Geld. — Einmal hatte er seinen Speisevorrath nicht hereingenommen, und auf das Anklopfen kein Zeichen gegeben. Man holte die Polizei und sprengte die Thüre auf. Da lag der arme Narr todt auf seinen Geldsäcken! — Was hatte er davon? So wird's aber doch nicht gegangen seyn, wie es heißt in dem

Lied vom alten Geizhals.

Ein alter Narr, der durch sein Fasten
Bei Ueberfluß vor Hunger ganz verdarb,
Kroch noch einmal zu seinem Götz, dem Kasten,
Und weinte laut, verriegelt ihn und starb.
Sein Geist blieb da bis seine Erben theilten;
Dann flattert er erbost der Hölle zu,
Und schrie im Abgrund, wo die Flammen heulten:
„Herr Teufel, wie viel Holz verschwendest du?
„Die Zeit ist hart! Das Holz wird täglich theurer.
„Erspare doch! Ein Sparer thut jetzt klug.
„Du brauchest nicht den zehnten Theil von Feuer.
„Lösch es halb aus! Es bleibt noch heiß genug.“

Das Finkennest.

Im Garten des Schulmeisters fieng ein Paar Buchfinken an in einem kleinen Baume ein Nest zu bauen. Das dünkte die Kinder

des Schulmeisters gar schön, und sie standen immer bei dem Bäumlein, und riefen auch andere Kinder hinzu, um die bauenden Vögelein zu sehen. Aber diese wurden scheu vor den Kindern und vor dem vielen Geschwätze derselben. Sie flohen und bauten ihr Nest an einem andern Orte. Da machte die Mutter den Kindern Vorwürfe: „warum habt ihr die Vögelein immer so nahe angesehn, so viel Kinder herzugerufen, so laut geschwatzt? Damit habt ihr sie gestört und vertrieben.“ Der Vater aber nahm die Mutter bei der Hand, führte sie bei Seite und sagte freundlich und ernst: „Du hast Recht, Mutter. Aber mach dir die Letzge selber. Hast du nicht immer ein Gerede und Geschwätze, wenn du meinst, daß ein Paar junge Leute einander gerne sehen? Hast du nicht ein Reden und Erzählen mit allen Nachbarinnen darüber? und wie leicht kann man mit solchem Geschwätze etwas verstören, das eine feine Ehe geworden wäre?“ — Da blickte die Frau beschämt zur Erde, drückte dem Manne die Hand und sagte: „Hast Recht, Hans, und — ich will mich in Acht nehmen. Diese Lehre wäre noch für viele Frauen und auch Töchter gut.

Das Huhn auf den Eiern.

„Das ist mir doch z'vollmig en Uflath! Wenn i das hät sölle wüsse, ih hät dir lieber d's Messer i Hals gsteckt!“ So lamentirte Kätti hinter der Scheune. Und der Mann fragte: „was hast aber, daß du sövel taubi bist?“ He! gschau da, das tüfelschießig Huhn hat die Eier, won ig ihm ha untergleit, alli zechni sufer zerheit! I has aber wohl denkt, usendig hets geng in eim zablet, un ist druf ume trappet!“ Da machte der Mann ein lächerig Gesicht, und die Frau schnautzte: „ja! jetz no go lache!“ Der Mann aber legte seiner Frau die Hand freundlich auf die Achsel und sagte: Thu nit sövel wüst, sust strofst di selber! „He was? Wie so?“ „Zürn nüt Kätti; aber du gsehsch jetz, daß me mit Ungidult und Zablen und Jaste mehrtheils meh verderbt als gut macht. Nim di in Acht, daß es dir nit so geit wie dym Huhn!“ Kätti war geschlagen. Es wußte wohl, wie viel es schon verzablet hatte. Aber bekennen wollte es nicht. Ob es sich sonst gebessert hat? — weiß nicht!

Die klugen Leute von Nimsi.

Diese klugen Leute waren einmal, — nein manchmal — im Wirthshause versammelt. Es war ein nagelneues, und hatte zur Taffäre die Freiheit, angezogen wie Mutter Eva; die schwebte in blauer Luft, und hatte weder Grund noch Boden unter den Füßen. Und sie trug einen Bettelsack auf der Achsel! — Und die klugen Leute saßen unter dem Schutze dieser Freiheit hinter den Gläsern, und beriethen als souveränes Volk das Wohl des Vaterlandes. Der Habermehler sagte: la gseh! Wir müssen eine Petition an den Großen Rath eingeben. Wir sind so gut Bürger als andere; es gehört uns auch etwas. Ja, sagte der Wirth, es sollte eine Landstraße durch unser Dorf geführt werden. Wir sind lang genug nebenaus gewesen! Es thuts denen sakers Engländern sauft über unsern Berg zu fahren, und ein Paar Tuble dahinten zu lassen. Mira, sagte der Krämer, aber es wär no viel nöther alli Patente abzschaffe, und jede frei lassen handeln. Mi düecht, sagte der Hättigern, man sollte einem jeden, der fleißig zu Markt geht, ein

Taggeld aussetzen. Wenn er schon nichts kauft, so befördert er doch den Handel und giebt den Wirthen zu verdienen. Hm! Und ich meinte, die Regierung sollte befehlen, daß der Pfarrer den Schullehrern allemal Taggeld bezahlte, wenn sie die Predig oder gar die Kinderlehr besuchen! Es steht nichts davon im Schulgesetz, daß einer das schuldig sei! Das war der Schullehrer, der so redete. Heh mira, meinte Kättibenz, aber de ghörti mym Kätti auch Taggeld, wenn es alli Dienstag und Donnstag sein Köch und seine Eier auf den Markt trägt und so gnug daran kräzen muß. Und diemalen ist ihm im Grauholz noch der Korb vom Kopf gefallen, und die Eier alle zerheit, und hat ihm Niemand den Schaden ersetzt, und das ist o nit recht! — Heh! was weit ihr säge, rief jetzt der Rabser. Müssen wir nit an die Urversammlige, und helfen Wahlmannen mache? Was hei mir dervo? und wär da es Taggeld nit ebe so billig, als für die, wo ihri Hengste a d'Zeichnig führe? Ihr versteht alli nüt, sagte jetzt der reiche und dicke Bauer im Grünhag. Das sy alles nume Lumpereien! Man muß auf das Große und Ganze sehn. Alle Bodenzinse, alle Zehnten sollen unentgeltlich abgeschafft werden! Das ist die Hauptsache! Dafür muß man eine Petition mache. Die muß die ganzi Gmein unterschreiben. — So giengs noch eine gute Weile, und hatte jeder das Vaterland in seinem eigenen Sack! — Aber der alte Statthalter, mit dem weißen Haare, saß ganz still in einem Winkel bei einem Kännlein Thee, und sagte zu allem kein Wort. Endlich kams doch Einem zu Sinne, man sollte den alten erfahrenen Mann auch fragen. — Aber der schwieg still, trank seinen Thee, bezahlte seine Uerte, und wollte gehen. Alles war still und sah auf den alten Mann. Da nahm ihn Einer beim Arme, und fragte: eh, Statthalter, wotsch du n'is nüt säge? — Heh mira, sagte der alte Mann. Ich will euch eine Petition angeben. Schreibet ihr dem Großen Rath: „Ihr Herren an der Regierig! Heuschet üs keinerlei nüt meh, aber get üs alles was mir euch heusche!" Darmit, düecht mi, chönnten alli Nare zfride sy.

Gespräch
über das Unglücksjahr 1842.

Es war an einem Sonntag Abends spät, als in der Kühle sich einige Nachbarn unter der Linde in R... versammelten. Der schreckliche Brand in der großen und reichen Handelsstadt Hamburg gab Anlaß zum Gespräche, und jeder erzählte, was er etwa sonst vernommen oder in den Zeitungen gelesen hatte. Die häufigen Feuersbrünste in Städten und Dörfern, in der Nähe und in der Ferne, das Unglück auf der Eisenbahn bei Versailles, das fürchterliche Erdbeben auf Haiti, dann auch der dürre Frühling, wo überall das Heu dünn, an manchen Orten fast gar nichts war, und die Matten, fuchsroth, wenig oder kein Emd verhießen u. dgl., das Alles ward nach und nach erzählt. Und nun folgte das Gespräch, das ich meinen Lesern erzählen will.

Hans. Mich dünkt doch, ich habe noch nie von einem solchen Unglücksjahr gehört! Es ist erschrecklich! Immer eins aufs andere! Immer ein neues Unglück.

Benz. Ich kann mirs nicht anders denken, als die vielen Feuerbrünste sind muthwillig angesteckt worden. Man straft heutzutage viel zu wenig.

Der Schneider. Ja! Ja! Ich habe es schon lang gesagt. Die Welt war noch nie so verdorben wie jetzt, und der jüngste Tag ist vor der Thüre! Alles ist ja vom Glauben abgewichen! Es muß so kommen, ehe der große Gerichtstag anbricht!

Der alte Schulmeister. Hm! Was die böse Welt antrifft, so hat man vor hundert und mehr Jahren eben so gut darüber geklagt, als jetzt, und der jüngste Tag ist schon oft prophezeihet worden, und doch noch nie gekommen. — Was du, Benz, von dem muthwilligen Anzünden der Häuser sagst, das ist lieblos und ungerecht.

Benz. Heh! wenn du's besser weißt, so sags!

Schulmeister. Ich weiß nur, daß das alte Sprüchwort sagt: wer verliert, der sündiget! Hat einer sein Sackmesser verloren, gleich heißt es: „wele Schelm het mers gstohle?" Und kurz drauf findet ers in einem andern Sack!

(Hier lachen die andern, denn das war dem Benz kurz vorher in einem Wirthshaus begegnet, und er hatte Verdruß davon.)

Hans. Ja! Einmal mich grauset allemal wenn man sagt: das Haus ist angesteckt worden! Man sollte doch den Leuten nicht gleich ein solches Verbrechen zumuthen.

Schulmeister. Es ist halt der alte Fehler von Adam her, daß man seine eigenen Fehler immer andern Leuten aufbürden möchte. Die Menschen sind mit dem Feuer meist entsetzlich leichtsinnig, achten und schauen nicht nach, wo etwa Gefahr ist, achten nicht genug auf Kinder und Gesinde; und wenn diese Unvorsichtigkeit am Ende Unglück anrichtet, so deckt man seine Schuld damit, daß man sagt: es ist mir angesteckt worden!! Das ist lieblos und ungerecht!

Der Rechtsagent. Aber am Erdbeben auf Haiti sind doch die Menschen nicht Schuld! Das haben sie nicht selber gemacht! Daran ist die Natur allein Schuld.

Schulmeister. Allerdings ist das Erdbeben eine schreckliche Naturwirkung. Der Mensch kann nichts dazu und davon thun, und muß sich in Ergebung der Hand des Herrn der Natur unterwerfen.

Rechtsagent. Da kommst du aber mit dem lieben Gott. Aber, wenns denn wahr ist, daß Gott Alles regieret und die Natur Nichts, warum läßt denn Gott solches Unglück geschehen?

(Hier fiengen Alle an zu murren. Der Schulmeister schwieg eine Weile still. Dann sagte er ernstlich:)

Schulmeister. Warum Gott dieses oder jenes thut oder zuläßt, das weiß ich nicht, und weiß es Niemand. Der Apostel Paulus sagt: „Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen?" Dergleichen große Ereignisse können aber doch für Etwas gut sein!

Agent. Es sollte mich Wunder nehmen, wozu?

Schulmeister. Dazu, daß du und andere übermüthige Bursche begreifen lernen, daß einer über euch und der ganzen Menschheit waltet, der stärker ist, als ihr, und der aller hochmüthigen eingebildeten Weisheit der Menschen nicht achtet. „Der im Himmel lachet ihrer," heißt es. Und wolltet ihr das bedenken, ihr würdet weniger vermessen von Dem reden, den ihr nicht sehet, der aber doch da und überall ist!

(Hier macht der Agent rechtsumkehrt und geht stillschweigend fort.)

Hans. Das war ihm gut! Seitdem er

zu B. das Schreiberwesen gelernt hat, ist er recht gottlos worden.

Benz. Und mit dem Versailles ist es auch so so! Ich habe schon so viel von Unglück mit denen Dampfwagen und Dampfschiffen gehört, daß es mich gar nicht gelustet. Es wäre vielleicht besser, das wäre nie erfunden worden.

Schulmeister. So viel möcht ich eben nicht sagen! Es ist immer eine höchst merkwürdige Erfindung des menschlichen Geistes, die von großen, wohlthätigen Folgen sein wird. Die Unglücksfälle, die leider nur zu häufig sind, kommen doch auch von Unvorsichtigkeit der Menschen her; gerade wie so manches Unglück durch Schießpulver.

Benz. Aber, ich muß einmal jetzt etwas fragen. Du hast vorhin gesagt, dergleichen könne doch zu Etwas gut sein. Wozu kann denn solches Unglück dienen?

Schulmeister. Schau, Nachbar! Dazu hat der Mensch seine vernünftige Seele, daß er über Alles nachdenke, und so gescheiter werde. Nun haben die Menschen durch ihr Nachdenken eben solche Dinge, wie Sackuhren, Schießpulver, Dampfmaschinen erfunden, und sind allerdings gescheuter geworden. Aber leider, je gescheuter, auch desto hochmüthiger. Sie meinen, mit ihren Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Spinnmaschinen u. dgl. Alles allein ausrichten zu können, vergessen in ihrem Hochmuth den lieben Gott, ohne den sie doch das alles nicht hätten erfinden können, und versinken ganz in einen weltlichen Sinn, der nach nichts als Gewinn fragt. Wenn dann aber ein solches Unglück kommt, und einen schwarzen Strich durch ihre Rechnung macht, so müssen sie doch erkennen, daß sie mit aller ihrer Weisheit noch nicht zu oberst sind, und in aller Demuth bekennen, daß sie es noch nicht ergriffen haben!

Hans. Ja, und ich denke das Gleiche von der Tröckne und Dürre. Es giebt Manchen, der, wie der Lehenmann im M. sagt: „Was, Gottes Segen! Wenn ich brav miste, und guten Samen säe, so brauch' ich nichts weiter!" — Aber da kommt denn der liebe Gott, und sagt: „Wart! Ich will dirs zeigen!" Und schickt ein usendiges kaltes Regenwetter, wie 1816 und 1817. Oder eine Tröckne, wie 1842. — Gschau jetzt, was bist du ohne mich?

Schulmeister. Hast recht! Der Heidelberger sagt in der 125. Frage: „Auf daß wir erkennen, daß Du der Ursprung alles Guten bist, und daß ohne deinen Segen weder unsere Sorgen und Arbeit uns gedeihen: und wir derhalben unser Vertrauen von allen Kreaturen abziehen und allein auf dich setzen."

Und damit giengen sie heim zum Schlafen.

Briefe über das Stündeli-Wesen.

I. Hochgeehrter Herr Landvogt!

Ich kann nicht unterlassen Euch zu schreiben, wie es hier afangen geit, und Euch um einen väterlichen Rath zu fragen, was ihr meint. Denn ich hab gar viel von Euch gelert, wo ich noch euer Kameren-Diener bin gewesen, und hoffi ihr verstandet die Sach besser weder ich und werdet mich berichten. Da ist zuerst ein Schneidergsell ins Dorf kommen, der hat lang in Jenf gearbeitet und ist dert gar geistliche worden, und da ist er zum Schumacher kommen, und hat anfangen brichten von der bösen Welt und vom Her Jesus, und wie kein Glauben nie-

nen meh seye, und die Pfarrer predigen das Wort nicht recht, und so allerlei. Jetz sind schon Versammlige und laufen die Weiber auch dahin, und sagen dem evangelisch. Und kommen andere und sagen, das sei noch nit das rechti, und sie seien gseparirti. Und widerum ist einer kommen aus dem Emmethal abe, der thut gar wüst über das Taufen und seit: alli die, wo jung seien tauft worden werden nit selig, und man müsse von ihm noch einmal tauft werden. Und das dunkt mich gar nit gut daß jetz ein jedere meint er könni auch predigen, und will eine neue religion aufrichten. Und seit doch von der güti, mein Hochgiehrter Her Landvogt und saget mir was ihr uf der Sach haltet. Unser Herr Pfarer sagt nicht viel dazu, er zupft die Achseln und meint: es will halt jetz en jedere selber Meister sein, und niemand über sich haben, und alles besser wüßen, und etwas Neues anfangen! — Und ich grüßen euch höflich, und Mareili grüßt seine Frau Gotte Landvögti auch zu tusentmale! — Ich verbleibe Euer getreuer Diener

Schang W.

II. Mein lieber Johannes!

Voraus freundlichen Gruß an dich, deine Frau und Kinder, und freut mich wenn ihr Euch alle wohl befindet. Ueber die religiösen Sekten, oder das Stündeliwesen solltest du zwar lieber einen Geistlichen fragen als mich. Aber meine Meinung will ich dir wohl sagen. — Wenn du jeden einzelnen Menschen in eurer Gemeine um jeden Artikel seines Glaubens genau prüfen könntest, du würdest kaum zwei finden, die in Allem ganz gleich denken, und sich Alles ganz gleich vorstellen. Und das kann nicht anders sein, weil die Geister, die Gemüther, die Fähigkeiten der Menschen von Natur schon verschieden sind. Wenn nur jeder seinem Glauben treu bleibt, nicht heuchelt, und in seinen Werken seinen Glauben beweist. Daran, an den Früchten mußt du den Baum erkennen. Daß nun jede Sekte meint: ich habe den wahren Glauben, ist wieder begreiflich, denn wenn sie das nicht meinten, so müßten sie ja einen bessern Glauben suchen, oder sie wären nur Heuchler. — Das aber ist der große Fehler, daß sie darum sich für die allein Auserwählten, Kinder Gottes und Erben des Reichs halten, mit Geringschätzung auf Andere, als verlorene Weltkinder, herabsehen, sich von Andern zurückziehen, absondern, und die Sprüche der Schrift, die auf die damaligen Heiden gehen, auf ihre Mitchristen anwenden, mit ihnen nicht die Kirche besuchen, nicht mehr Abendmahl halten wollen, so das Band der Eintracht und Bruderliebe zerreißen, und den Frieden der Kirche stören, das ist der große Fehler, und darin thun sie, was gewiß nicht evangelisch und nicht christlich ist!

Daran halte dich nun, mein lieber Johannes. Laß diese Leute ruhig ihres Weges gehn, sie sind Gott, nicht dir für ihren Glauben verantwortlich. Lerne du von ihnen das Gute und meide ihre Fehler. Dabei wirst du am besten fahren, u. s. w. N. N.

III. Mein lieber Schwager!

Ich grüß dich viel tausendmal; und wir befinden uns alle wohl, und hoffen, daß auch du und deine Frau und Kinder gesund seien und da hab ich heut dem alten Herrn Landvogt ein Paar Schuh gebracht, und hat er mir deinen Brief gezeigt, von wegen die Sektirers. Da hab ich gesagt: Sehn Sie, Hochgeehrter Herr, hab ich gesagt, das hat

gerade eine Art wie mit meinen Schuhen. Es will jeder seine Schuh haben nach seinem Fuß, verstehen Sie wohl? Und nun, das ist schon recht. Aber wenn ich nun sagen wollte, der Schuh von diesem Leisten ist dem A. recht, darum soll er auch dem B. recht sein, und wenn der B. seine Schuh nicht nach meinem Fuß machen läßt, so ist er ein Dummkopf oder ein Schurke," verstehen Sie wohl, so wär ja das kreuzdumm und grundschlecht. Und so ists auch, hab ich gesagt, mit dem Geist wie mit dem Leib. Eins paßt nicht für Alle. Muß einer in die Stündlein laufen, damit er fromm wird, und müssen, wie sie sagen, ein Evangelischer, oder ein Pietist, oder Herrnhuther oder so was werden um der Sünde und dem Teufel zu entrinnen, gut, so werd ers. Aber nun, verstehn Sie wohl, muß er nicht meinen daß ich ein verlornes Weltkind, oder gar ein Teufelsbraten bin, wenn ich von all dem Wesen nichts will, sondern bei der Kirche und meiner Bibel daheim bleibe, hab ich gesagt. Ich halte mich an Paulus 1. Korinth. III. 14 folgend. — Und der Herr hat gesagt, daß ich recht habe. Laß du sie nur laufen! u. s. w.

Dein getreuer Schwager
B. Y. Schuhmacher.

Etwas aus alten Zeiten.

Man hört gar oft das Wort: „es ist allme nit so gsi wie jetz!" Das ist nun so wahr, daß es völlig unnütz ist zu sagen. Denn wenn Jemand sagt: das Wasser ist naß, — das Feuer brennt, so lacht man ihn aus, weil das jedes Kind weiß. Aber es wissen eben gar viele nicht wie es vor alten Zeiten gewesen ist, es dünkt sie gar wunderlich, wenn man ihnen davon erzählt, und es ist — allerdings manches dabei zu lernen. Darum will ich jetzt aus einer alten Chronik dem günstigen Leser etwas auftischen.

So um 1430 bis 1475 standen die Preise der Waaren ungefähr so:

Ein fettes Rind galt 8 Gulden.
Ein gutes Pferd 6 „
Ein Malter Korn 2 Pfund 6 Schilling.
Ein Saum beßter Elsaßer 2 Gld. 6 Sch.
„ „ Lacote 4 Pfund.
1 Maß geringer Landwein 4 Deniers.
1 Pf. beßtes Rindfleisch 7 „
1 „ Schaffleisch 6 „
1 „ Kalbfleisch 4 „
1 „ dürrer Speck 11 „

Zwei Ehrengesandten, die nach Frankfurt zu Kaiser Friedrich dem vierten reiseten, sammt einem Weibel, verzehrten auf der Hin- und Herreise, sammt dem Unterhalt der Pferde, in Allem 6 Gldn. 8 Sch.

1448 bielten die Rathsherren von Solothurn mit ihren Frauen eine schöne Mahlzeit auf dem Rathhause, Dabei ward verzehrt in Allem Bz. 19, Kreuzer 1, Vierer 1.

1450 erneuerten die Gesandten von Biel den Bund mit denen von Solothurn. Die Mahlzeit kostete 11 Bz. und 1 Vierer.

Als 1457 der Markgraf Rudolf von Hochberg, Herr zu Neuenburg, sein Burgrecht mit denen von Bern und Solothurn erneuerte, ward er herrlich bewirthet; kostete in Allem Bz. 57 Kr. 3.

Auf einer allgemeinen Tagsatzung zu Solothurn 1462 wurden alle Gesandte, sammt dem Grafen von Thierstein, köstlich gastirt; kostete Gulden 9 Kreuzer 28 ½!!

Meint nun der Leser: es war damals eine sehr wohlfeile Zeit, so ist er im Irrthum. Es war eben damals

alles anders als jetzt. Konnte man um einen Kreuzer damals viel mehr kaufen als jetzt, so war aller Arbeitslohn auch im gleichen Verhältniß viel geringer als jetzt, und wer jetzt 10 Batzen im Taglohn verdient, verdiente damals nicht einmal 1 Bz. — Zur Zeit, als die große Schwelle in der Aare zu Bern gebaut ward, ward ein Arbeiter von einem andern beschimpft. Vor Gericht sagte er: „ein Mann wie ich, der im Stande ist, täglich einen Kreuzer zu verdienen, kann sich nicht so beschimpfen lassen."

Man lernt daraus: 1) Es ist allerdings jetzt viel anders als ehedem. Zu Adams Zeit anders als zur Zeit Abrahams, zu Davids Zeit anders als zur Zeit Mosis u. s. f. Der Wechsel ist immerwährend und unaufhaltsam! 2) Es wird darum einst auch nicht mehr so sein, wie es jetzt ist. Nach hundert Jahren anders als jetzt, nach zweihundert abermal anders als nach hundert, und so fort. Denn Welt und Zeit gehn ihren Gang, und kann Niemand sie aufhalten. 3) Darum sagt der Bote: schick dich in die Zeit, und brauche sie so gut du eben kannst ohne ein Schelm zu werden. Das ist das Beßte!

Ein kurioses Neujahrsgeschenk.

In der Stadt Bern saß einmal, aber vor sehr langer Zeit, ein alter ehrbarer Burger am Abend bei seiner Hausfrau neben dem warmen Ofen. Er hatte sichs bequem gemacht, die baumwollene Kappe auf dem Kopfe, einen alten warmen Ueberrock am Leibe, Finkenschuhe an den Füßen und eine längere Pfeife im Maule, freute er sich der Abendruhe in der warmen Stube, nachdem er den Tag über in der Schal genug gefroren hatte. Die Hausfrau, in einer mutzen Haube, einem weiten Tschopen und Unterrock (Jupon), saß am Spinnrade. Zwischen beiden schnarchte Blaß, der treue Metzgerhund, am Boden. Wenig Worte wurden gewechselt, und es gieng eben nicht kurzweilig zu. Da mehrte sich aber das Leben und der Lärm auf der Gasse, und erinnerte, daß es der letzte Abend des Jahres war. Das gab Anlaß zum Gespräche. „Herr — sagte die Frau — ihr könntet mir doch wohl einmal etwas zum Gutjahr steuern!" — „Hm! Ja freilich!" sagte der Mann, „hohlt mir nur einen großen Korb und ein Tischtuch. Dann geht in die Küche, und wartet bis ich rufe." So geschah es, und der Gwunder kutzlete die Frau gar gewaltig, was das werden sollte. Jetzt rief der Mann; hurtig trat sie ein, fand den Korb hoch aufgehäuft mitten in der Stube am Boden, und mit dem Tischtuche bedeckt. Hurtig deckte sie ab — und stand da mit offenem Maule, denn im Korbe saß — ihr eigener Mann. Endlich spricht sie ärgerlich: „Ach, das ist si doch der werth!" Was, sagte der Mann, manche Frau wäre froh gewesen, wenn ich ihr heute nur einen Kalbermocken geschenkt hätte, und ihr seid nicht zufrieden mit einem ganzen Ochs!"

Der Leser merkt schon, daß der Mann zum Geschlecht Ochs hieß!

Ein wackerer Pfarrer.

Als es 1809 unter den Tyroler Bauern zu rumoren anfieng, ließ ein gewisser Landrichter alle Pfarrer seines Bezirks vor sich bescheiden, und schärfte ihnen gar nachdrück-

lich ein, sie sollten das Volk zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnen, und vor allem Aufruhr verwarnen. Da sagte ein alter Pfarrer! „Herr Landrichter! Es wird wohl keiner unter uns sein, der das nicht thäte. Aber wir Pfarrer können nichts anderes als das Wort des Friedens und der Gerechtigkeit predigen, den Nachdruck, die Kraft, muß die Obrigkeit geben, durch die That, indem sie Recht und Gerechtigkeit übt gegen Jedermann.“ Dieses wahre und freimüthige Wort stach dem Landrichter gewaltig in die Nase, und als er die Geistlichen entließ, sagte er jenem Pfarrer: „Auf Sie, Herr Pfarrer, werde ich ein besonderes Augenmerk haben.“ Der Pfarrer sprach mit bedeutsamem Tone: „und ich auch auf Sie, Herr Landrichter.“ Er verbeugte sich und gieng; und — hat herrlich Wort gehalten.

Eben auf seinem Rückwege begegneten ihm mehrere Männer aus seiner Gemeine, mit Stutzern bewaffnet. Es träumte ihm nichts Gutes, denn er wußte wohl, wie das Volk gestimmt war. „Guten Abend, ihr Männer! Wohin noch so spät?“ fragt er sie. Da zeigte ihm einer seinen Stutzer und sagte trotzig: den Landrichter wollen wir grüßen. Was die andern sagten, lautete nicht besser, und der Pfarrer mußte das Schlimmste erwarten. „Männer, sagte er, ich bitte euch, kehret um. Ihr seid auf bösem Wege; der führt nicht zum Guten.“ Aber die Männer sprachen immer lauter, immer zorniger. Der Pfarrer sprach: „ihr Männer! Im Namen Gottes, dessen Wort ich Euch verkündige, kehret um!“ Nach einer kurzen Stille trat einer trotzig vor, und sprach: „Herr Pfarrer, wenn ihr predigen wollt, so thuts auf der Kanzel. Hier ist nicht der Ort dazu.“ Und damit wollte er den Pfarrer auf die Seite schieben. — Da trat dieser einige Schritte zurück, riß Rock und Weste auf und rief: „Wollt ihr mir Gewalt anthun, so thuts. Schießt mir eine Kugel durch die Brust, und schreitet dann über meinen Leichnam weg. Ich weiche nicht!“ Die Bauern wurden stutzig. — „Thuts, sag' ich, und schneidet mir dann die Zunge aus, und nagelt sie an die Kanzel, wo ich euch so oft gepredigt habe, aber vergebens! und haut mir die Hand ab, die euch so oft das Mahl der Versöhnung dargereicht hat, aber vergebens! Und reißt mir das Herz aus dem Leibe. — Da fiengen die Bauern an unter sich anders zu reden, und der älteste trat vor und sprach: „Männer! Der Herr Pfarrer hat Recht, und wir wollen umkehren!“ So geschah es. — Also hat der Pfarrer sein Versprechen gehalten, und hat ein besonderes Augenmerk auf den Landrichter gehabt.

Gefehlte Brautwerbung.

(Siehe die Vorstellung.)

Hört! der Bote will erzählen, was er jüngst erfahren hat.
Wollt ihr drüber weinen? Weinet! Wollt ihr lachen? Lacht euch satt.
Weinet, daß mit grauen Haaren man so dumme Streiche macht.
Wird die Narrheit ausgepfiffen nach Verdienen, nun so lacht!
Wo? das darf ich Euch nicht sagen, — lebt ein alter Hagestolz.
Geizig ist er, wie ein Hamster, hart wie altes Eichenholz.
Spähn' und Knebel auf den Straßen liest er auf, trägt sie nach Haus,
Und um fremdes Obst zu mausen, schnaust er Nachts die Gärten aus.

Mißlungene Brautwerbung.

Selbst Roßfeigen in der Tasche trägt er von der Gasse heim,
Denn dem reichen Geizhals schmecket Mist und Koth wie Honiafeim.
Eben drum will er nicht weiben! Weiber kosten gar viel Geld!
Man kann nicht gnug Kleider schaffen zum Stolzieren vor der Welt.
Hunderttausend Modesachen kommen heutigs Tags dazu;
Goldne Ringe, Hemdergufen, seidne Schürzen, Ermel, Schub,
Und dazu die Dampi-Wyber kommen her zum Abensitz;
Denen wird dann aufgewartet, aber nit mit dürren Schnitz!
Nein, mit Küchli, frischem Anken, und de Gasse muß derzue,
„Dessi sufe si wie Wasser und hei notti niene gnue!“
Und zu allem Elend kommen noch gar Kinder obendrein.
Und was kosten die nicht alles! Hebamme, Kindbetti-Wein,
Taufe-Mahlzeit, Windeln, Wiege, Röckli, Hösli, Strümpfli, Schuh.
Da heißt's: „Ma, gieb Geld für dieses, jenes, was me git, ist niene gnue,
Nichts als Kreuz und Jammer hat man in dem harten Ehestand.
Nein, ich kann und mag nicht weiben! — Also sprach der Balti Zand!
Aber! Aber! Balti, wehr di! Schau, der Geiz verführt dich noch.
Eine reiche Wittwe weiß er, und er denkt: die wett i doch.
„Sechzig tausend Pfund vermag sie“ sagt er zu sich, „und ist alt.
Sechszigtausend Pfund! Das zaunet, u wer weiß, sie stirbt däich bald.“
Komm heraus, du Sundig-Chutte! Laß dich bürsten, Dreispitzhut!
Salbet euch mit Schmutz ihr Schuhe! Stell dich, Balti, fasse Muth!
Frisch gewagt ist halb gewonnen, komm ich da zu guter Stund,
Hm, so krieg ich — freu dich, Balti — schöne sechszigtausend Pfund!
Aber hört! was sagt die Wittwe: „Balti, bist du sövel dumm,
Daß du meinst, es brucht wyter nüt as z'säge: „Bäbi, chumm!“
Du bist alten, i bi alti; das gäb mir es sufers Paar!
Weißt du, was b'Lüt wurde säge? Weles ist der größer Narr?“
Balti schleicht kaput da dänne, wie die Katz vom Taubenhaus,
Aber „sechszigtusig“ denkt er, und sein Glust ist noch nicht aus.
„Ihri Jumpfere giltet sövel, daß sie Alles zwänge cha.
We mer die hilft, gwüß, de grothets, un i wirde Bäbis Ma.
I will das o no probiere; i will es Versprechen thu.
Me brucht ebe nit geng z'halte! Zletst ist e Feufbätzler gnue.“
Ei wie thut er jetzt so artig mit der Wittfrau Vreneli!
Er verspricht ihm guldig Berge; halte wott er weneli.
Trau nicht, Balti! Jungi Meitli tragen oft den Schalk im Herz,
Geben vorwärts glatte Worte und verspotten hinterwärts.
So sagt Vreneli: „Ja frili! Aber das ist nii liecht gmacht!
Jetz hani nit Zyt dij'brichte; chumm du de am Samstig z'Nacht!“
Balti! Balti! Bis doch witzig! — Aber sechszigtausend Pfund!
Das verblendet ihm die Sinne, und der Narr erscheint zur Stund.
Aber kaum ist er im Gaden, kommen die Nachtbuben auch,
Und sie nehmen ihn gefangen: „Chumm jetz aben, alte Gauch!
Einen Brautzug sollst du haben, schön, wie wohl noch keiner war.
Musikanten warten unten, und der Mond scheint hell und klar.“
Schaut! Auf der Mistbäre sitzt er und vier Bursche tragen ihn;
Lustig tönt Kühhorn und Schelle, Balti schwindet fast der Sinn;
Denn aus allen Häusern laufen Leute haufenweis herbei,
Alle lachen, Alle spotten, rufen: „Balti! Ei! Ei! Ei!
Geisseln knallen, Hunde bellen; kurz, es ist ein toller Spuck
Um den armen alten Narren, bis zu seinem Haus zurück!
So sei es damals ergangen, sagt man, mit dem alten Mann.
Habt ihr gnug gelacht, so nehmet hübsch euch ein Exempel dran.
Nicht nur Liebe macht zum Narren, Geiz und Habsucht thun es auch.
Doch wer andre will verspotten, der sei selber auch kein Gauch.

Einige russische Sprüchwörter.

1) Bienen ohne Königin sind verlorne Kinder. Ja, aber eben so verlorne sind Kinder, die keinen Meister haben, oder ein Volk ohne Regenten.

2) Sparsamkeit ist besser als Gewinn. Ich habe Menschen gekannt, die viel gewannen, und dennoch über nichts kamen, bloß weil sie nicht sparten.

3) Weiße Hände lieben fremde Mühe. Das heißt z. E.: Die hoffärtigen Meitli, die keinen Finger naß machen wollen, lassen gern andere für sich arbeiten, und sitzen derweil — am Klavier.

4) Durchs Leben hingehen heißt nicht über ein ebenes Feld hinspaziren. Ach nein! Es giebt gar viel Steine des Anstoßes, gar manchen Berg zu übersteigen, und pfeift Einem mancher saure Wind unter die Nase.

5) Ein guter Kopf hat hundert Hände. Merks: die Hand ohne den Kopf kann nichts. Je mehr Kopf, desto weniger brauchst du die Hand. Ein guter Kopf weiß Dinge zu thun, die hundert Hände nicht thun könnten.

6) Das Grab macht den Bucklichten gerade und der Stock den Boshaften. „Das ist russisch!“ Aber es ist wahr. Salomo war kein Russe, und doch räth er zur Ruthe. — Aber — heutzutage erzieht man die Kinder mit Humanität zu Trotz und Ungehorsam.

Die drei Zeugen.

Der Bote geht, trotz seinem grauen Bart, doch manchmal in die Kinderlehr, und hört da manches gute Wort. So einmal, nachdem in der Gegend ein Raubmord war begangen worden, wovon der Thäter noch nicht bekannt war, sagte der Herr Pfarrer: Solche Gräuelthaten bleiben nie ganz verborgen, ob wie geheim und verborgen sie auch geschehen, sie müssen ans Licht! Denn keine That eines Menschen ist ohne Zeugen, auch die geheimste hat deren drei, von denen jeder ihn verrathen kann. Diese drei Zeugen sind: Gott, — die That — und — der Thäter selber. Vor Gott ist ja nichts verborgen, sondern Alles ist bloß und aufgedeckt vor seinem Angesicht. Und wie viel tausend Mittel stehen ihm zu Gebote, den Thäter zu entdecken! — Die That selber trägt gewisse Spuren an sich, oft kleine, unbedeutend scheinende Zeichen, die früher oder später den Thäter verrathen: Ein alter Schuh, ein abgerissener Knopf, ein fliegender Vogel, ein blutiger Stein u. dgl. haben schon manchen Mörder entdeckt. — Der Thäter selbst muß sich oft anklagen, sei es aus Unvorsichtigkeit, oder Angst. Denn merket wohl! Es lebt da inwendig im Menschen eine Stimme, die sich wohl eine Zeit

lang geschweigen, aber nie ganz unterdrücken läßt, und die oft laut wird, wo mans nicht denkt."

So hat der Herr Pfarrer gesagt, und der Bote hat auf dem Heimwege ernstlich darüber nachgedacht, und da sind ihm gleich einige Geschichten beigefallen, die dahin dienen, und die er hier erzählen will.

Wie die That den Thäter verrathen hat.

In Deutschland ist geschehen, daß eine Zahl Forstbeamte einen gemeinschaftlichen Scheibenschießtag anstellten. Man war fröhlich und guter Dinge, schoß viel, trank nicht wenig, wie es denn an solchen Schießeten geht. Auf den Abend gieng man auseinander, Jeder nach heim. Aber es geht Mancher seines Weges, und weiß nicht, was ihm wartet. So kam einer der Förster auch nicht heim, sondern ward todt in einem Walde gefunden. Eine Kugel ward ihm durch die Brust geschossen. Wer hats gethan? Niemand wußte das. Man rieth hin und her und fand nichts! — Aber ein kleiner Umstand nannte den Thäter. Der Richter, der die That an Ort und Stelle untersuchte, hatte alle Andern, die dem Schießen beigewohnt hatten, zusammenberufen, genau befragt, und nichts vernommen. Da gewahrete er am Boden eine Grasblume, er hob sie auf, am Stiele sah man deutlich, daß Jemand dieselbe im Maul gehabt habe. Und es fand sich, daß Mehrere sich erinnerten, der Förster N... habe eine solche im Maule gehabt. Erschrocken, daß ein so kleiner Umstand sein Verräther sei, gestand er die That. Das war wohl ein stummer Zeuge, aber er zeugete doch laut genug!

Das Grases Blume spricht:
„N. ist der Bösewicht!"

Wie birgst du ein Verbrechen,
Wenn selbst die Blumen sprechen?

Wie der Thäter sich selber verräth.

Im alten Griechenland ward alle 5 Jahre ein großes Volksfest gefeiert, zu dem viele hundert Menschen zusammenströmten. Einer, der auch aus der Ferne zum Feste reisete, der berühmte und allbeliebte Dichter Ibikus, ward unterwegs von Räubern überfallen, die ihm den Tod drohen. Er bittet um sein Leben; er droht ihnen mit der Rache der Götter; sie lachen ihn aus: es weiß Niemand, was wir dir thun, Niemand wird uns verrathen. „Ja doch, sagt Ibikus! Seht die Kraniche, die da über uns hinfliegen, die können euch verrathen!" Aber deß lachen die Verbrecher, und ermorden den Mann. — Nun gehen auch sie an das Fest; denn wo so viele Menschen zusammenkommen, da halten die Diebe und Beutelschneider und anderes Schelmengezücht ihre beßte Ernte. Wie sie so da mitten unter dem Volke stehn, das schon von der Ermordung des geliebten Dichters wußte, und den Zorn der Götter fürchtete, weil das Fest durch solch' blutige Missethat entheiligt war: so fliegen ein Paar Kraniche vorüber. „Siehe da die Kraniche des Ibikus" sagt einer der Mörder zum andern. Die Umstehenden werden aufmerksam; „was wißt ihr vom Ibikus?" Man wird dringend, die Verbrecher erschrecken, daß sie sich selber verrathen haben, sie bekennen die That, und ernten ihren Lohn.

Angeführt.

Zu dem Gastwirth beim — grünen Esel in — Dorf, kam ein Mann mit einem gar interessanten Gesicht und sagte: Herr Wirth, um ein gutes Mittagessen kann ich euch eine sehr angenehme Nachricht aus der Hauptstadt

mittheilen. Der Wirth war ein großer Politikus, ein gewaltiger politischer Kannengießer: er glaubte ein wichtiges Staatsgeheimniß zu vernehmen; meinte er sehe schon die Thüre zum großen Rathssaale offen, oder sich zum Gesandten an den Kaiser von China ernannt: — er traktirt den Gast auf's allerbeßte, und geht die Stube auf und ab, händereibend und — spekulirend. So wie der Gast seine Mahlzeit vollendet hat, führt er den Wirth in einen Winkel, und sagt ihm in's Ohr: „Hören Sie, lieber Herr! Ich komme eben von Bern aus dem Schellenwerk, und will Sie freundlich warnen, machen Sie nicht, daß sie dorthin kommen, denn Sie wären viel übler daran, als hier in Ihrem schönen Wirthshaus." Jetzt flugs zur Thüre hinaus und den Schlüssel umgedreht. Der Wirth steht mit offenem Maul da, kratzt sich in den Haaren, und sagt: „o der Teufel! Du Galgenbub!"

Der Mensch kann viel, wenn er ernstlich will.

Wenn man einem Menschen sagt, er soll einen großen Fehler sich abgewöhnen, so ist gemeiniglich die Antwort: ich kann nicht! Nun ists wahr, es ist allerdings sehr schwer, sich etwas abzugewöhnen, das einmal zur Gewohnheit geworden ist. Aber unmöglich ist's doch nicht, wie der Bote mit einer wahrhaften Geschichte beweisen will, die er der Kurzweil wegen in zwei Gesprächen vorstellt.

I. Im Jahr 1793.

Oberst. Höre, Cambrone! du hast im Trunke einen deiner Obern geschlagen.

Cambrone. Ja, mein Kommandant, und ich bin zum Tode verurtheilt.

Oberst. Ja! Aber noch ist deine Begnadigung möglich!

Cambrone. Ich verdiene das nicht, mein Oberst! Was ich gethan habe, ist abscheulich, und die Strafe ist gerecht.

Oberst. Ich versichere dich deiner Begnadigung, wenn du mir versprichst, dich nie mehr zu betrinken.

Cambrone. Ich kann nicht versprechen, keinen Rausch mehr zu trinken, so lange ich überhaupt noch trinke. Lieber will ich gar keinen Wein mehr trinken.

Oberst. Aber glaubst du das halten zu können?

Cambrone. Ja, mein Oberst; ich schwöre es Ihnen, so gewiß Sie mir das Leben retten.

So war's! Cambrone ward begnadigt, im Jahr darauf trat der Oberst aus dem Militärdienst, und hörte lange nichts mehr von Cambrone.

II. Im Jahr 1815.

Cambrone war indessen zum General avancirt, und kam mit dem Kaiser Napoleon auf Paris. Sein ehemaliger Oberst lud ihn einmal zum Mittagessen ein, und schenkte ihm nach der Suppe ein Glas sehr alten Bordo-Wein ein.

Cambrone. Ha! mein Oberst! Das ist nicht gut!

Oberst. Warum nicht? Hätt' ich besern Wein, so wollte ich Ihnen denselben anbieten.

Cambrone. Mir Wein? Erinnern Sie sich nicht mehr, was ich Ihnen versprochen habe?

Oberst. Wahrlich nicht!

Cambrone. Hab' ich Ihnen nicht vor 22 Jahren versprochen, keinen Wein mehr zu trinken?

Oberst. Und das habt Ihr wirklich gehalten?

Cambrone. Ja, mein Oberst. Seit jener Stunde ist kein Tropfen Wein mehr auf meine Zunge gekommen. — Hätte ich meinen Schwur nicht gehalten, so hätt' ich mich nie mehr vor Ihnen gezeigt.

Bald nachher verlor Caubrone sein Leben in der Schlacht bei Waterloo.

Wie ein alter Bauer seinem Tochtermann eine Hauspredigt hält.

Der junge Mann war ein gar verständiger Pürsche, denn er meinte nicht eben schon Alles zu wissen, sondern er wollte gerne von seinem alten Schwäher noch lernen, und hatte daher gar manches lehrreiche Gespräch mit ihm. Einmal sagte er: ich habe vom Aetti selig einmal gehört, daß jetzt das Land viel mehr abtrage, und die Güter viel mehr werth seien, als vor Altem. Und doch klagt Alles über böse Zeit, und daß die Armuth im Land so zunehme. Wie kommt doch das?

Das kann ich dir wohl sagen, antwortete der Alte; ich habe lange genug gelebt, um zu sehen, wie das kam, und mein Vater selig hat mir genug davon erzählt. In den Sechszigerjahren des vorigen Jahrhunderts entstand in Bern eine Gesellschaft, die sich vorsetzte, den Landbau zu verbessern. Ein Herr Tschiffeli, der auf dem schönen Landgut in Kirchberg wohnte, war der Stifter derselben, und viele andere Herren vereinigten sich mit ihm. Sie ließen sich keine Mühe und kein Geld reuen. Sie probirten auf ihren Landgütern Alles selber zuerst. Die Bauern sahen mit Verwunderung, daß es gut kam. Sie fiengen an die kleinen Büchlein zu lesen, welche die Herren herausgaben, und um wenig Geld verkauften. Sie fiengen an nachzumachen. So gewann nach und nach unser Landbau eine bessere Gestalt; die Brache und der Weidgang verschwand, der Anbau von Klee und allerlei Grasarten kam auf, die Stallfütterung ward angefangen, und so nach und nach das Land in einen viel höhern Abtrag und Werth gebracht. „Heh! sagte der Junge, so hätte man ja den vermehrten Reichthum des Landes den Herren zu danken?“ Ja wohl! Der Bauer fängt dergleichen Neuigkeiten nicht leicht auf eigene Faust an. Er wartet lieber, bis Andere probiren, und wenn's denen gerathet, so macht ers nach. Aber man hat das vergessen, und den Herren Anno achtundneunzig schlechtlich drum gedankt. „Aber wie kommts, fragte der Junge, daß die Leute darob nicht reicher wurden?“ Hm! Viele sind doch reicher worden. Sie zogen viel mehr aus ihrem Land. Der Viehhandel brachte viel Geld, und so wie die Pferdzucht zunahm, kam noch mehr Geld ins Land. Aber! — Geld macht nicht allemal reich! So wie das Geld zunahm, nahm auch der Hochmuth und die Hoffahrt zu. Der Bauer schaffte schönen köstlichen Hausrath an, und fieng an sich schöner zu kleiden. Die alten Häuser waren nicht mehr gut genug. Es mußte ein neuer steiniger Herrenstock daneben gebaut und eine köstliche Stockuhr und andere schöne Sachen angeschafft werden. So gieng das Geld drauf. Seit achtundneunzig ists noch ärger worden, und die Hoffahrt nimmt noch alle Tage zu! Ehmals lief nicht Alles so auf allen Märiten herum, sondern blieb daheim bei der Arbeit. Mußte der Bauer Geschäfte halb zu Markt, so gieng er mit dem Wadsack auf dem Rücken und dem Stecken in der Hand, in seiner elben Chutten in die Stadt, und war zufrieden, wenn man

ihm sagte: „guten Tag, Nachbur!“ Jetzt fiengen sie an zu fahren auf ihren Wägeli; die sind schon lang nicht mehr gut genug, es muß ein Scharabank oder gar eine Schese sein, und wenn man ihn nicht „Herr“ grüßt, so ists gefehlt; denn er kommt völlig wie ein Herr daher.

Aber, sagte der Junge, es dünkt mich doch, wenn einer Geld hat, so darf ers brauchen, und ist ihm wohl zu gönnen, wenn er besser lebt.

Mein Gott, ich gönne es Allen gar gerne. Aber wenn einer mehr braucht, so muß man nicht klagen, daß er nicht reicher wird. Und es sind nicht nur die Reichen, die jetzt köstlicher leben; die Andern wollen nicht minder sein; machens den Reichen nach, ohne daß sie es vermögen. Schau, wie hat die Hoffahrt unter dem Weibervolk überhand genommen, mit silbrigen und goldigen Sachen, und wie wissen sie bald vor Narrheit nicht mehr, was sie anlegen wollen. Und die vielen Wirthshäuser und Pintenschenken, wo bald hier, bald da ein Wirth geldstaget, wo die mindere Volksklasse verhudlet und verlumpet, — willst du dich über die Armuth verwundern?

Los, sagte der Junge, du hast Recht; aber du wirst gar hitzige. Ich merke wohl, du willst mir die Letzge machen, und mir sagen, ich soll hauslich und sparsam sein. Du hast Recht, und ich will dir folgen. Wenn einer eben so viel braucht, als er gewinnt, so hat er am End vom Jahr — nichts. — Das ist das Rechte, sagte der Alte, und setzte hinzu: „so ihr solches wisset, selig sind ihr, so ihrs thut.“

Der Bote setzt hinzu:

Erwerben und Gewinnen das ist wohl fein;
Doch ohne Hausen und Sparen wird's bald
zu nichte sein.

Aelternwitze.

Hat der Bote einige Schulmeisterwitze erzählt, so will er jetzt den Aeltern auch den Spiegel vorhalten, und zeigen, wie übel Manche sich verfehlen, und ihre Kinder verkehrt behandeln.

A. Aus der Stadt.

Billet an eine Lehrerin. „Das Sophie hat seine Aufgaben nicht machen können, weil es in die Kumedi gangen ist.“

Dito. „Ich bitte Jungfer X... dem Luise nicht geng so viel Aufgaben zu geben. Es mag nicht alles brestiren wegen seinen Nerfen und den Clavierlezgen.“

Warum hast du deine Unterweisungsfragen nicht geschrieben? — Ich kann jetzt keine mehr schreiben. Warum nicht? Ich habe am Abend Tanzlezgen.

Billet an einen Lehrer. „Der Sämeli hat mir gesagt, Sie haben den Knaben verboten in die Marionetten-Kumedi zu gehen; aber ich habe es ihm erlaubt, und darum sollen Sie ihm keine Fehler aufmachen.

B. Vom Lande.

Der Bube wird vom Schulmeister zur Schande in einen Winkel der Stube gestellt, weil er am Tag vorher nicht nur die Kinderlehre versäumte, sondern am Abend betrunken war gesehen worden. Aber der Vater kommt Nachmittag in die Schule und macht dem Schulmeister Vorwürfe: „Der Bub war mit mir im Wirthshaus, und darüber habt ihr nichts zu befehlen.“

Zu einem Schullehrerexamen waren einige Kinder in die Schule berufen. — Nachher mißhandelt ein Wirth den Schulmeister mit Wort und That, weil er sein Kind nicht auch dazu berufen habe.

Ein Schulmeister führt ein Mädchen, das immer, trotz aller Ermahnung, ungewaschen und unsauber in die Schule kam, zum Brunnen, und wascht es selber. Aber nachher sagt ihm die Mutter auf der Gasse alle Schand.

Der Ratten- und Mäusefänger.

Seinem Versprechen nach will der Bote jetzt ein eigenes Kapitel lesen, über die Art, wie man sich gegen die Ratten und Mäuse wahren kann.

Die Hausratte ist ein verderbliches Thier, zumal da, wo sie zahlreich ist. Der Fallen giebt es mancherlei, um sie lebendig oder todt zu bekommen. Wo sie aber häufig sind, hilft es wenig, wenn hie und da eine weggefangen wird. Besser ist folgende Manier. Man macht in eine große Kiste mehrere Unterschlächte, die aber alle mit einander Gemeinschaft haben, so daß die Ratten in alle kommen können. Darein thut man nun Kuder, kurzes Stroh u. dgl. zu einem warmen Nest. Der Deckel wird fest zugemacht, aber auf einer Seite ein allgemeiner Eingang gelassen, mit einer Fallthüre. Diesen Kasten stellt man hin, wo die Ratten sich etwa gerne finden, und läßt die Fallthüre offen. Bald finden die Ratten die bequeme Wohnung, nisten sich ein, und man läßt sie ruhig machen, bis man merkt, daß der Kasten recht bevölkert ist. Jetzt die Fallthüre zu, den Kasten in eine leere Kammer gesetzt, die Ratten hinausgelassen und todtgeschlagen. So werden viele, oft ganze Bruten, vertilgt. — Mit Gift sie zu vertilgen, ist immer, sowohl bei Ratten als bei Mäusen, gefährlich. Nicht nur können die Katzen vergiftet werden, wenn sie ein solches Thier, mit dem Gift im Leibe, fressen, sondern auch Menschen, zumal Kinder, sind schon auf diese Weise unglücklich geworden. Weiß man sich aber nicht anders zu helfen, so brauche man die Vorsicht: man nagelt eine Speckschwarte, die Fleischseite oben, auf ein Bretlein, bestreicht dieselbe mit einem hölzernen Spatel mit Arsenik, und befestigt das Bretlein an einem Orte, wo kein anderes Thier dazu kommen kann; z. B. in Ställen und Scheunen oben auf ein Träm. Besser aber sind an solchen Orten gute, nicht verwöhnte Katzen.

Die Hausmaus. Der Fallen, um sie lebendig oder todt zu fangen, giebt es gar mancherlei, die überall bekannt sind. In Speichern und wo sie sonst häufig sind, fängt man sie auf folgende Weise: man füllt einen Kessel, etwas mehr als halb, mit Wasser, und thut eine Lage Spreuer darüber. Auf den Kessel legt man ein schmales Bret, das in der Mitte eine bewegliche Zunge hat, worauf man ein Stücklein Speck nagelt. Man macht nun zu diesem Brete einen leichten Zugang, die Maus will zu dem Speck, die Zunge weicht, die Maus fällt in's Wasser und ersäuft. — Auch könnte man in Wohnungen einen ähnlichen Kasten, wie bei den Ratten, anwenden. — Gift sollte man nur im Nothfalle anwenden. Denn wenn auch kein Unglück geschieht, und weder Menschen noch Katzen vergiftet werden, so verbreitet doch eine so krepirte Maus einen abscheulichen Gestank. Am ungefährlichsten ist, man mischt ungelöschten Kalk und Mehl unter

einander, stellt das an einen Ort, wo kein anderes Thier dazu kömmt, und in einer kleinen Kachel Wasser daneben zum Saufen. Oder Nußkerne in einer Lauge von Eichenasche eine Zeit lang eingeweicht und ihnen hingelegt. Noch besser ist die Lauge von Potasche.

Die Herd- oder Feldmäuse. Von den gewöhnlichen Fallen sind wohl die eisernen Klammern die beßten. Doch muß man sie so gut möglich verbergen, damit sie nicht gestohlen werden. Auch darf man nicht vergessen, sie mit einem durch den Ring in die Erde gestoßenen Hölzchen zu befestigen; sonst zieht sie die Maus oft tief unter den Boden, wo man sie nicht wieder findet. — Die sogenannten Guggmäuse, Springmäuse, fängt man wie die Hausmäuse, am beßten mit einem Ziegelstein, den man mit den bekannten drei Hölzlein aufstellt, und Speck oder dergleichen dran steckt. Den Mausern Arsenik anzuvertrauen, ist nicht rathsam. Besser ist folgendes Recept. Nimm in der Apotheke ein Pfund weiße Nießwurz, acht Loth Läusekraut, fein gepülvert und durch ein Haarsieb geschlagen. Dieses Pulver wird etwa mit einem Mäß gemeinen Mehls vermischt, und mit einem halben Pfund Honig und eben so viel Milch zu einem Teig verwandelt; daraus machst du Kügelein, nicht viel größer als eine Erbse, laß sie in die Löcher laufen, oder streu sie auf dem Felde herum. Die Mäuse fressen es gerne, und sterben davon. Eben so gut ist Erbsen, Gerste u. dgl. in starker, abgeschütteter Eichenlauge etwa 24 Stunden eingeweicht, und ihnen hingestreut. — Und die Schärmäuse? Ja, liebe Leute, wie gesagt, die thun weiter keinen Schaden, als daß sie Herdhaufen aufwerfen, die man leicht verebnen kann. Hingegen fressen sie eine Menge Regenwürmer, Inger u. dgl. und sind mehr nützlich als schädlich. — Ueberhaupt will der Bote in Ansehung der Feldmäuse aller Art den guten Rath geben: werdet doch einmal gescheid und verfolget nicht länger diejenigen Thiere, die euch unentgeldlich die Mäuse wegfangen. Das sind: die Wiesel (Hermeli), der Igel, der Moosweih (Gäbeliweih, Habich), Moosbutz, der Baumfalke, das Wanderli, der Rabe, die Krähe, die Aegerste und die grauen Dornägersten. Diese alle sind den Mäusen auffetzig und fressen sie. Warum wollt ihr denn gegen sie einen so schonungslosen Vertilgungskrieg führen?

Merks.

Der Bote gieng einmal im Herbste durch einen Eichwald, wo eben eine Heerde Schweine im Acherum waren. „Es ist nadisch hür es guts Jahr für d'Säu, sagte Einer. Es hat viel Acherum, und die Säu sy ärstig.“ Ja, sagte der Bote; und sie denken nicht an den Baum, der sie nährt, und schauen nicht hinauf, woher ihnen die Speise kommt! — Hm! sagte der Andere: wie wette sy? Es sy halt Säu, die nüt cheu däiche! — Wohl wahr, sagte ich; aber desto schlimmer, daß viele Menschen, die doch denken können, es nicht besser machen.

Trinkspruch.

Die, so der Reben Saft verschwenden,
Straft die Wassersucht und Gicht,
Mit lahmen Füßen, krummen Händen
Und kupfrigem Gesicht.
Wo liederliche Lumpen saufen,
Da ist der Geist der Freude nicht dabei;

Es herrscht in ihren wilden Haufen,
Die Dummheit und die Zänkerei.

Des Weines wahre, reine Freuden,
Kennt weiser Trinker Zunft!
Sie brauchen das Geschenk bescheiden
Und trinken mit Vernunft.
Sie singen in vergnügten Chören,
Den Lobgesang der Weisheit und der Ruh'.
Und wenn sie ihre Gläser leeren,
Sieht ihnen gern die Tugend zu.

Der Fluch der Erde.

Ist sie verflucht, die schöne Erde?
Und trägt sie Dorn' und Disteln nur?
Fehlt die, bei ihres Schöpfers: Werde!
Ihr aufgeprägte Segensspur?

Ist sie für uns ein Thal voll Jammer?
Hat sie nur Kummer, Angst und Müh'?
Sie wäre Kerker? Folterkammer?
Das alles, sagst du, wäre sie?

So ist es nicht! Sieh', welch' ein Segen
Entströmet täglich ihrem Schooß!
Sie bringet ihn uns selbst entgegen,
Läßt Keinen so ganz nackt und bloß.

Ihr Korn ernähret Millionen,
Ihr Traubensaft erfreut den Muth;
Und in den allerfernsten Zonen
Ist Mutter Erde lieb und gut.

Sieh', wie an ihres Busens Fülle
Sie lächelnd ihre Kindlein nährt,
Sie schützt, mit linder warmer Hülle
Und freundlich jede Bitte hört.

Hörst du denn nur des Kummers Sehnen?
Siehst nur das Herz, das Jammer bricht?
Und achtest all' der Freudenthränen,
Und froher Menschen Jubel nicht?

Siehst nur die Wenigen, die darben?
Engst nur dein Herz zu Klagen ein?
Hörst nicht das Jauchzen bei den Garben?
Nicht froher Winzer Abendreih'n?

Vergissest du den hohen Adel,
Zu dem dich Gott als Mensch erschuf?
Ha! Gott vergebe dir den Tadel,
Und deiner Klagen bittern Ruf!

Sieh', bist du noch nicht ganz erblindet,
Sieh', höre, fühle ringsumher,
Wie Alles Segen dir verkündet,
Und sage wie's dann besser wär'?

Kein Fluch drückt sie; nein, wer's auch lehret,
Nein! Sie ist gut, und reich an Pracht.
Sie hegt und pflegt und liebt und nähret,
Und Gott hat Alles wohlgemacht.

Hans sieht zum Himmel auf.

Von oben kommt all' gute Gabe;
Vom Sonnenvater kommt sie mir;
Und was ich bin, und was ich habe,
Ist nicht mein; nein, es kommt von dir.

Von oben kommt der liebe Regen;
Herab auf meine trockne Flur,
Befeuchtet sie mit reichem Segen.
Das könnt' ich nicht; das kannst Du nur.

Die Sonne leuchtet, und erwärmet,
Durch wen? Durch den der droben ist.
Denn, was auch Hans darum sich härmet,
Es bleibt doch Alles, wie es ist.

Ja, gute Gabe kommt von oben;
Vom Sonnenvater kommt sie mir.
Drum will ich preisen dich, und loben
Und fröhlich danken, Vater, dir.